

Ruth Leiserowitz

Von Ostpreußen nach Kyritz

**Wolfskinder auf dem Weg
nach Brandenburg**

Copyright 2003
Brandenburgische Landeszentrale
für politische Bildung

Herausgeber:
Brandenburgische Landeszentrale
für politische Bildung
PF 60 10 51, 14410 Potsdam

ISBN: 3-932502-33-7

Gestaltung und Realisierung:
Bauersfeld Werbeagentur, Potsdam

Druck: Druckhaus Schöneeweide

Diese Veröffentlichung stellt
keine Meinungsäußerung der
Brandenburgische Landeszentrale
für politische Bildung dar.
Für inhaltliche Aussagen tragen die
Autoren die Verantwortung.

Inhalt

1	Bei Kriegsende	9
2	Neusiedler kommen	13
3	Der Hunger	17
4	Flucht im Zug	19
5	Unterwegs im Nachbarland	21
6	Leben in Litauen	25
7	Kinderheime	28
8	Transporte aus Königsberg	29
9	Letzte Ausweisungen	34
10	Neuer Anfang	35
11	Zurück in die Schule	43
12	Tante Gerda	45
13	Wiedersehen mit Geschwistern	49
	Ingrid Schneider	51
	Ruth Rose	59
	Heinrich Kenzler	69
	Sieglinde Kenzler	81
	Waltraud Bolduan	95
	Nachwort	107
	Wir sind alle Wolfskinder	111

Einleitung

Im April 1949 entstand in Kyritz, einer kleinen Stadt in der Prignitz, ein Kinder- und Jugenddorf. Die Kinder und Jugendlichen, die aus Pinnow in der Uckermark hier herzogen, hatten bereits einen weiten Weg hinter sich gebracht. Nur wenige Jahre früher, im Herbst 1947 und 1948 waren sie mit Transporten aus dem ehemaligen Ostpreußen, aus Königsberg, dem nunmehrigen Kaliningrader Gebiet in die Sowjetische Besatzungszone gekommen. Viele von ihnen hatten damals die Reise im Herbst in ungeheizten Güterwagen zurückgelegt, wobei diese manchmal sogar eine ganze Woche gedauert hatte. Entsetzlich abgemagert, verlaust, zerlumpt und oft krank erreichten sie die Oder und wurden rasch in Quarantänelagern untergebracht. Nicht nur gesundheitliche Gründe bewogen die Behörden zu diesem Schritt. Die übrige deutsche Bevölkerung sollte nicht erfahren, in welchem Zustand diese Bürger, nicht nur Kinder sondern auch zahlreiche Erwachsene, insgesamt 100.000 Personen aus einem Gebiet ankamen, das jetzt zu der UdSSR¹ gehörte. Keiner sollte den Anblick und die Kleidung der Transportinsassen mit den Verhältnissen in der Sowjetunion in Bezug setzen und so Anlaß haben, diffamierendes über die sowjetischen Zustände zu äußern. Die fortlaufenden Demontagen, Verhaftungen ehemaliger SPD-Mitglieder und ähnliche Aktionen wie auch „Ossawakim“ – der Abtransport deutscher Techniker und Spezialisten in die UdSSR – hatten die Negativstimmungen in der Bevölkerung beträchtlich genährt und schwächten deutlich die Position der SED, die von der Bevölkerung für alle Dinge, die im Zusammenhang mit der sowjetischen Besatzung geschahen, verantwortlich gemacht wurde. Jede unpopuläre Aktion der SMAD versetzte der neuen Partei Nackenschläge und ließ sie nach jedem nur erdenklichen Mittel greifen, um Einflusssphären gegenüber den anderen Parteien und politischen Gruppierungen zu erobern und sie zu sichern.

So hieß es in dem Rundschreiben 9/46 des Zentralsekretariats der SED vom 27.6.1946: „[...] *Es hängt von uns ab, ob die große Masse der Umsiedler und Heimkehrer unsere Freunde oder unsere Gegner werden. Die bürgerlichen Parteien, in denen sich Nazisten, Reaktionäre und Militaristen sammeln, bemühen sich ernsthaft um diese Massen. Ihre Erfolge sind für uns Niederlagen [...].*“²

1 Siehe: BA Potsdam: O-1-10 (ZVU), Bd.72, S. 51, S. 156.

2 BA (Berlin) SdPuM: FDGB 18/b/725, Rundschreiben Nr.9/46.

Die Behörden in der SBZ (Sowjetische Besatzungszone) legten also sehr viel Wert darauf, ein positives Bild von der Siegermacht zu schaffen. So legte sich rasch ein Mantel des Schweigens über den Reiseweg und die Vorgeschichte dieser Ankömmlinge.

Auch später, als aus den Kindern Erwachsene geworden waren, drangen ihre Lebensgeschichten nicht über die private Sphäre hinaus. Das Gebiet blieb weiterhin hermetisch abgeriegelt, die Berichte über das Kriegsende, den Beginn der sowjetischen Besatzung und das weitere Schicksal Königsbergs gerieten in Vergessenheit. Niemand wusste mehr, daß diese Kinder einmal Wolfskinder genannt wurden und dass sie sich unter oft deprimierenden und abenteuerlichen Umständen tapfer durchgeschlagen hatten.

Die meisten der Kinder, die Ende der vierziger Jahre in das Kyritzer Kinderheim kamen, hatten nicht nur unglaubliche Dinge in Ostpreußen gesehen und erlebt, sondern auch noch weite und gefährliche Reisen durch Litauen überstanden.

Über das Litauenkapitel ihrer Nachkriegserlebnisse sprachen sie nicht. Wer wusste denn überhaupt, wo Litauen war, wenn schon Ostpreußen als fern galt. In sowjetischen Zeiten galt der Landstrich eher als ausradiert. Wer interessierte sich auch für derartige Geschichten, die nicht in Zeit und Raum passten, die nichts mit der existierenden Wirklichkeit gemein zu haben schienen? Die Geschichten schienen für alle Zeiten vergessen. Erst die politischen Veränderungen Anfang der neunziger Jahre und die Rückkehr der baltischen Staaten auf die politische Aktionsfläche, kurzum die neuerliche Erreichbarkeit der Schauplätze dieses Nachkriegsgeschehens, trugen in gewisser Weise dazu bei, dass auch denjenigen, für die eine Reise nach Litauen nur eine kurze aber nicht minder tragische Episode ihres Lebens dargestellt hatte, plötzlich diese Begebenheiten wieder deutlich vor Augen standen. Hinzu kam, dass Anfang der neunziger Jahre durch die Medien Erlebnisse von Deutschen bekannt wurden, die es auf Dauer aus Ostpreußen nach Litauen verschlagen hatte. Sie hatten kein Glück bei ihren verzweifelten Versuchen gehabt, endlich Angehörige wiederzufinden und nach Deutschland ausreisen zu können. Nun gelang es ihnen, ihr Schicksal öffentlich zu machen. Derartige Fernsehaufnahmen und Zeitungsberichte brachten viele der ehemaligen Kinderheiminsassen urplötzlich dazu, noch einmal Rückschau zu halten und setzten vielfach Erinnerungen frei.

1 Bei Kriegsende

Bis zum Sommer 1944 galt Ostpreußen, die östlichste Provinz des Deutschen Reiches, als bombensicher. Die Region wurde auch als „Luftschuttkeller Deutschlands“ bezeichnet, weswegen Schulklassen, Kinderheime und viele Frauen und Kinder aus dem übrigen Deutschland dorthin – vor allem in die ländlichen Gegenden – evakuiert worden waren. Schlagartig änderte sich die Situation, als Königsberg im Sommer 1944 massiv von anglo-amerikanischen Bombern angegriffen wurde. Kurz darauf, im Oktober, erreichten auch die ersten sowjetischen Panzerspitzen Ostpreußen, die sich jedoch sofort zurückzogen. Ein Teil der Bevölkerung wurde evakuiert. Doch die Mehrzahl der Frauen und Kinder blieb in Ostpreußen. Die Erwachsenen hatten von Bombenflüchtlingen viele Schreckensberichte über die Bombardierung der mitteldeutschen Städte und die daraus resultierenden Lebensumstände erfahren, vorläufig fühlten sie sich in Ostpreußen sicher. Dann wurde auch ein strenges Fluchtverbot durch die Gauleitung, die damalige ostpreußische Landesbehörde verhängt, wobei selbst Vorbereitungen zur Flucht, wie der Bau eines Planwagens geahndet wurden. Ab dem Spätherbst verharnte die Front bis zum Jahresende in trügerischer Ruhe. Anfang Januar 1945 begann die sowjetische Offensive mit gewaltiger Stärke. Nun erst, in allerletzter Minute, durfte die Zivilbevölkerung ihre Wohnorte verlassen. Die Evakuierung fand, verschuldet durch den ostpreußischen Gauleiter Erich Koch, viel zu spät statt. Ein ausnehmend harter Winter erschwerte zusätzlich die Flucht und forderte zahlreiche Opfer. Durch den Vorstoß der Roten Armee war die Eisenbahnverbindung zwischen Königsberg und Mitteldeutschland abgeschnitten. Die meisten ländlichen Bewohner flohen mit eigenem Pferd und Wagen in großen schwer beweglichen Kolonnen, den sogenannten Trecks. Familien wurden auf der Flucht getrennt, ganze Fluchtwagen brachen in das dünne Eis des Kurischen Haffes ein, das einen letzten verzweifelten Fluchtweg darstellte, Verwandte gingen mit den torpedierten Fluchtschiffen in der Ostsee unter und zahlreiche Säuglinge und Kleinkinder erfroren unterwegs. Die flüchtende Bevölkerung ahnte kaum, dass sie ihre Heimat für immer verlassen würde. Rasch versperrte die Rote Armee den Weg nach Westen und begann schon im Februar 1945 die arbeitsfähigen Erwachsenen, in der Mehrzahl Frauen, in das Innere der Sowjetunion zu verschleppen.

Die Überlebenden der Flüchtlingsstrecks, die von der Roten Armee im Winter und Frühjahr 1945 überrollt worden waren, kehrten auf Geheiß des sowjetischen Militärs in ihre Heimatorte zurück, sofern sie nicht zu Zwangsarbeiten rekrutiert wurden. Manchmal hatten die Soldaten die

Besatzung eines Trecks kurzerhand erschossen, manchmal ließen die Armisten alle laufen, nachdem man Pferde und Lebensmittel beschlagnahmt hatte. Die sowjetische Armee forderte, die Zivilisten sollten nach Hause zurückkehren. „*Wojna kaput – damoi!*“ (Der Krieg ist zu Ende – nach Hause!)

Die Festung Königsberg fiel am 9. April 1945. Die Armee trieb die Zivilbevölkerung aus der Stadt, ließ sie tagelang durch die Gegend marschieren und trieb sie nachts in irgendwelche Scheunen der Umgebung. Die Märsche wurden durch Verhöre, Verhaftungen und Vergewaltigungen unterbrochen. Nach einigen Tagen durften die Zivilisten zurück und fanden eine total geplünderte Stadt vor, in der es zu zahlreichen Bränden gekommen war. Guter Wohnraum wurde rasch von der Besatzungsmacht requiriert, die Deutschen richteten sich notdürftig überwiegend in Kellern ein. Weder Wasserleitung noch Kanalisation und Stromversorgung funktionierten 1945. Alle diese Dinge kamen erst allmählich im Jahr darauf wieder in Gang – wenn auch völlig unzureichend.

In der ersten Zeit nach dem Einmarsch der Roten Armee herrschte ein Rechtsvakuum, es kam zu vielen Übergriffen des sowjetischen Militärs. In dieser frühen Phase gab es keinerlei Zeitungen oder Rundfunk, auch die Postverbindung funktionierte im ersten Nachkriegsjahr nicht. Manche Einwohner erfuhren erst im Sommer, dass der Krieg zu Ende war. Die deutsche Bevölkerung wusste nichts Konkretes über die politischen Konstellationen in Deutschland und musste sich auf Gerüchte und persönliche Erfahrungen beschränken. So bekamen auch nur wenige mit, dass zum 17. Juli 1945, dem Beginn der Potsdamer Konferenz, auf der auch über das Schicksal Königsbergs entschieden wurde, sowjetische Grenzposten an der Linie Braunsberg-Wystitten, der heutigen Südgrenze des Kaliningrader Gebietes, aufgezogen wurden, wodurch die Region endgültig isoliert wurde. Im Mai 1945 wurde auch der Rubel als Zahlungsmittel eingeführt, wobei das deutsche Geld aber nicht regulär umgetauscht wurde.

Gerade auf dem Land waren die Deutschen marodierenden und plündernden Soldaten schutzlos ausgesetzt und verließen ihre einsamen Höfe und Häuser, um vor allem in den Städten Zuflucht zu suchen. Dörfer, die nach Kriegsende nicht mehr von Deutschen bewohnt wurden, waren später auch nicht für sowjetische Bürger interessant – sie verschwanden spurlos von der Landkarte.

Während des gesamten ersten Jahres unterstand das nördliche Ostpreußen einer Militärverwaltung. Zahlreiche Soldaten und Offiziere wurden hier direkt nach Kriegsende demobilisiert und holten ihre Frauen und Kinder nach. Im September 1945 wurde die erste russische Schule eröffnet, die in jenem Schuljahr auch die einzige blieb. Für die Kinder der ein-

heimischen Bevölkerung existierten im Schuljahr 1945/46 keinerlei Bildungsmöglichkeiten.

Es war nicht leicht, eine regelmäßige Arbeit zu finden. Doch nur wer arbeitete, konnte eine Brotkarte erhalten. Kinder waren auf dem Registrierschein der Mutter eingetragen und erhielten darauf 200 Gramm Brot. Bei der Meldung eines Sterbefalles musste der Registrierschein auf der Kommandantur abgegeben werden. Starb eine Mutter, mussten die Kinder einen anderen Erwachsenen finden, auf dessen Schein sie sich – je nach Wohlwollen der Behörde – umregistrieren lassen konnten. Kinder und Alte ohne arbeitsfähige Angehörige wurden so ihrem Schicksal überlassen.

Es war kurz nach Kriegsende sehr gefährlich, ohne Schutz unterwegs zu sein. Jederzeit konnte man von einer Militärstreife auf der Straße mitgenommen und zu einer Arbeit verpflichtet werden, was noch lange nicht bedeutete, dafür auch Verpflegung zu erhalten. Sofort nach dem Einmarsch der Roten Armee waren Arbeitsanweisungen an die deutsche Bevölkerung ergangen. Zur Arbeit verpflichtet wurden alle ab dem 14. Lebensjahr. Häufig arbeiteten auch Jüngere, um wenigstens ein Mindestmaß an Brot zu erhalten. Die Militäreinheiten, die in der Region stationiert wurden, richteten sogenannte Nebenwirtschaften, kleine Landwirtschaften zu ihrer Versorgung ein, auf denen viele zwangsverpflichtete Arbeitskräfte eingesetzt wurden. Die Erträge reichten in den meisten Fällen nicht zur Versorgung des Militärs und der Arbeitskräfte aus.

Im Oktober 1945 zählte die sowjetische Militärverwaltung die Bevölkerung der Stadt Königsberg. Die Anzahl der Deutschen im Herbst 1945, insgesamt 59.120, stellte damals etwa die Hälfte der deutschen Einwohner des gesamten russisch besetzten Gebietes dar. 42.000 von ihnen galten als „nicht arbeitsfähig“³. Unter diese Kategorie fielen nicht nur Kinder und Invalide, sowie Kranke, sondern auch diejenigen, die aus verschiedenen Gründen keine registrierte Beschäftigung fanden, da der Arbeitsmarkt zu dieser Zeit nicht organisiert war. Die zahlreichen deutschen Haushaltshilfen, Klavierlehrerinnen und Schneiderinnen in den russischen Familien, die privat meistens in Naturalien bezahlt wurden, und übrigens auch Sonntags zu arbeiten hatten, Marktverkäufer, Zigarettenhändler, Gelegenheitsarbeiter etc. gehörten alle unter die Zahl der 42.000.

2 Neusiedler kommen

Im Frühjahr 1946 gründeten die sowjetischen Kommandanturen sogenannte Militärsowchosen. Dabei handelte es sich um ehemalige Güter, die unter militärischer Aufsicht mehr schlecht als recht weiter bewirtschaftet wurden. Derartige Landwirtschaftsbetriebe befanden sich in allen Kreisen. Das Militär siedelte kurzerhand die Einwohner vieler Dörfer auf Sowchosen um, vor allem in den Ostteil des Gebietes, der im Krieg fast menschenleer geworden war. Wer nur irgendeine Möglichkeit fand, versuchte dieser Zwangsarbeit zu entfliehen und in die Nähe der litauischen Grenze zu ziehen, um sich dort besser mit Lebensmitteln versorgen zu können. Doch in den meisten Fällen fuhrn Lkws vor den Wohnungen der Deutschen vor, Soldaten zwangen die Frauen und Kinder – Männer gab es fast überhaupt nicht mehr – zum Aufsteigen und die Fahrt ging ins Ungewisse, ohne dass die Zivilisten eine Möglichkeit hatten, Einspruch zu erheben.

Im April 1946 wurde das Samland entsiedelt, im Sommer 1946 musste die deutsche Zivilbevölkerung der Kreise Gerdaun und Heiligenbeil ihre Dörfer verlassen, da diese in der neu abgesteckten Grenzzone zu Polen lagen. Den Anweisungen zum Umzug musste stets kurzfristig Folge geleistet werden. Immer wieder unternahm die Militärverwaltung auch Versuche, Deutsche aus Königsberg aufs Land zu schicken um so den Anteil der deutschen Bevölkerung in der Stadt rasch zu verringern. Immer wieder kehrten Einwohner unter Umgehung aller Anweisungen in die Stadt zurück. Die Verwaltungen der Militärsowchosen behielten die Personalpapiere ihrer Arbeitskräfte ein, um sie auf diese Art und Weise am Ort festzuhalten. Dabei handelte es sich nicht um eine spezielle Schikane, innerhalb der Sowjetunion besaß die Landbevölkerung zu jener Zeit generell keine Reisepapiere, wodurch die Landflucht eingedämmt werden sollte.

Insgesamt lebte nach dem Kriegsende nur noch ein geringer Prozentsatz der Deutschen im Königsberger Gebiet am einstigen Wohnsitz und besaß ein Zuhause. Die Zwangsverschickungen auf die Sowchosen führten zu einer weiteren Entwurzelung. Hinzu kamen die Traumata, die viele während der Flucht, aufgrund von familiären Verlusten, durch Vergewaltigungen und Misshandlungen erlitten hatten. Viele Ostpreußen hatten den Verlust von direkter Heimat, Habe und Familienangehörigen gleichzeitig zu beklagen. Diese seelischen Erschütterungen konnten nirgendwo aufgefangen werden.

Während die meisten Kinder zwischendurch auch unbekümmerte Momente genossen, lasteten auf den Müttern unerhörte Belastungen.

Die physische und psychische Erschöpfung durch die Strapazen der Flucht, die erlittenen Vergewaltigungen, die Ungewißheit um das Schicksal der Männer und anderen männlichen Verwandten, die hoffentlich das Kriegsende überlebt hatten, alle diese Faktoren brachte die in der Mehrzahl noch jungen Frauen, die eigentlich in der Blüte ihres Lebens standen, schon an den Rand der Verzweiflung. Die ungewohnte schwere körperliche Arbeit und die ständige Sorge um das Überleben ihrer Kinder führten zu Krankheiten, von denen sich viele nicht mehr erholen konnten.

Das Gefühl des Heimatverlustes verstärkte sich im Sommer 1946, als Königsberg in Kaliningrad umbenannt wurde. Der Umbenennung vorausgegangen war die Eingliederung des nördlichen Ostpreußen in die Russische Föderative Sowjetrepublik, die bereits zum 7. April 1946 stattfand. So gehörte das Gebiet nun offiziell zur UdSSR. Von der Ablösung der Militäradministration durch eine Zivilverwaltung merkten die Deutschen kaum etwas. Im Mai 1946 wurde die Bevölkerung gezählt. In Königsberg verzeichnete man 45.120 Deutsche, in der gesamten Oblast 114.070, wobei es sich hier nur um ungefähre Zahlen handelt, da nicht alle Deutschen registriert bzw. erfaßt waren. Die Anzahl der Sowjetbürger im Gebiet betrug zu diesem Zeitpunkt erst 41.029.

Nun galt es, die Strukturen Ostpreußens in allen Bereichen dem sowjetischen Muster anzugleichen, was aber erst sinnvoll erschien, sobald man die Garantie hatte, dass das Gebiet flächendeckend von sowjetischen Bürgern besiedelt sein würde. Im Sommer 1946 setzte eine großangelegte Aktion ein, um, wie es die sowjetischen Propagandisten formulierten, das Gebiet „neu zu besiedeln“. Bis November 1946 waren bereits 11.675 Familien eingetroffen, die größtenteils erst nach der Herbstbestellung am alten Ort auf die Reise geschickt worden waren. Welche Motive bewogen diese sogenannten Neusiedler, ihre Heimat zu verlassen? Außer jungen idealistischen Kommunisten kamen viele Kolchosbauern aus Gebieten, in denen akute Hungersnot herrschte. Anderen hatten die Anwerber dieser Neubesiedlungskampagne goldene Berge versprochen. Auch mit Versprechungen von Krediten und materiellen Zuwendungen wurden die Umsiedler geködert. Besonderen Anklang fanden die Aufrufe unter kriegsevakuierten Familien, die bereits wussten, daß ihr Zuhause zerstört worden war. Bei diesen Siedlern handelte es sich vorwiegend um Städter, die für sich keine bäuerliche Zukunft vorsahen, aber die Chance zur Neugründung einer Existenz in Verbindung mit den gebotenen Vergünstigungen wahrnahmen.

Die Neubürger hatten bei der Anwerbung nicht erfahren, dass es sich bei der künftigen Heimat um ein schwer kriegszerstörtes Gebiet handelte, in dem noch Deutsche lebten. Hinzu kam, daß die sowjetischen Werber über Gebühr Versprechungen getätigt hatten und auch der Staat

mit der Ankündigung von Krediten und Zuwendungen für die Umsiedler die Grenzen seiner Möglichkeiten überschritten hatte. Um die Neusiedler unterzubringen, ließen die Behörden zahlreiche Dörfer räumen, in denen bis jetzt Deutsche gewohnt hatten, denn jede Umsiedlerfamilie hatte Anspruch auf ein Wohnhaus. Allein im Herbst 1946 entstanden etwa 300 Dörfer, die ausschließlich von Umsiedlern bewohnt wurden. Die Deutschen waren in andere Dörfer abtransportiert worden. Es gab auch Dörfer, die gemischt russisch-deutsch bewohnt waren.

Die ersten Neusiedler kamen überwiegend so spät im Herbst 1946, daß sie keine Felder mehr bestellen konnten. Sie gingen ohne Vorräte in den Winter 1946/47, der der strengste der gesamten Nachkriegszeit war. Schon zum 1. Oktober 1946 hatte die Gebietsverwaltung die Brotrationen für nichtarbeitende Familienangehörige gekürzt, später im Winter gab es überhaupt nichts mehr zu essen. Alle, gleich ob Deutsche oder Russen, hungerten in jenem Winter. Im allgemeinen verloren viele Deutsche zum Jahresende 1946 ihre Arbeit. Oft wurden sie durch sowjetische Arbeitskräfte ersetzt, in der Landwirtschaft gab es im Winter weder Arbeit noch Verpflegung, also wurden die Leute kurzerhand entlassen.

Die Mehrzahl der Einheimischen im Königsberger Gebiet war in der kurzen Zeit nach dem Krieg immer wieder von einem Ort zum nächsten vertrieben worden. Obwohl die Deutschen noch innerhalb ihrer Heimatregion lebten, fühlten sie sich entwurzelt, heimatlos und ohne Perspektive. So reifte bei den Erwachsenen der Wunsch heran, Ostpreußen zu verlassen und nach Deutschland zu gehen. Allerdings waren die Grenzen fest geschlossen und nur einigen wenigen glückte die Flucht in einem leeren Güterzug nach Deutschland. Die ständige Frage der Erwachsenen: „Wann kommen wir endlich ins Reich?“ stellte sich jedoch für zahlreiche Waisenkinder nicht. Sie hatten keine Kenntnis über eventuelle Familienangehörige oder Verwandte in Deutschland, keine Vorstellung vom „Reich“ und verbanden keinerlei Hoffnungen mit einer Ausreise.

3 Der Hunger

Am allerschlimmsten war der Hunger. Die generell schlechte Ernährungslage in der Sowjetunion wirkte sich indirekt auf die ostpreußische Bevölkerung aus. Wozu sollten die Russen den Deutschen, die sie gerade besiegt hatten, mehr zugestehen, als ihre Zivilbevölkerung in den kriegszerstörten Gebieten erhielt? Die Militärverwaltung war nur gewillt, Arbeitskräften den Anspruch auf Brot einzuräumen. Im damaligen Sprachgebrauch teilte man die Deutschen in Spezialisten und Parasiten ein, in Personen mit brauchbaren Fähigkeiten und unnütze Esser.

Das Erlebnis des Hungers blieb im Gedächtnis aller, die ihn durchlebt hatten. Zuerst versuchten die Deutschen, alles nur irgend entbehrliche gegen Lebensmittel einzutauschen oder zu verkaufen. Unter den russischen Zuwanderern, die ja zumeist nur mit einem hölzernen Koffer nach Kaliningrad kamen, gab es Interessenten für alles – von Handtüchern über Gardinen bis hin zu Geschirr. Alle Haushaltsgegenstände, die irgendwie abkömmlich waren, aber auch Schmuck und andere Wertsachen wurden von den Hungernden in Lebensmittel umgesetzt. Während des ersten Jahres fanden sich auch noch auf dem Land Vorräte, in Kellern und Mieten, manchmal auch vorsorglich noch im Winter 1944/45 vergraben.

Die Kinder und Halbwüchsigen entwickelten sich zu Schatzsuchern. Sie kletterten durch die Trümmer der zerstörten Häuser. Manchmal fanden sie dort verschiedene Lebensmittel: Zucker, Mehl, Grütze, Konserven und Marmelade. Aber das war reine Glückssache. 1945 konnten sie noch viel in den Ruinen bergen, später war jeder Stein schon mehrmals umgewendet worden. Wenn noch etwas unter den Trümmern gewesen war, hatten es die Ratten längst aufgefressen.

Der Hunger, dieses ständige, quälende, nicht nachlassende Gefühl, das keine anderen Gedanken mehr zuließ, trieb die Menschen fast in den Wahnsinn. Sie aßen alles, was sie fanden: Kartoffelschalen, Gemüse, Krähen, Pferdekadaver. In letzter Verzweiflung fingen sie Frösche und Vögel. Die Katzen und Hunde der Umgebung waren schon lange in den Kochtöpfen geendet. Von dieser Nahrung konnte jedoch keiner satt werden. Die Kräfte schwanden. Der Hunger schwächte alle.

Erwachsene verhungerten rascher als Kinder. Waren Großeltern, Mutter, Tanten und Geschwister gestorben, mussten sie alleine mit ihrem Leben fertig werden. Die Überlebenschancen im sowjetisch besetzten Ostpreußen waren insgesamt sehr gering. Die Kinder dachten nur noch an Essen und schlichen wie hungrige kleine Tiere um jedes Geschäft, jede

Wohnungstür, aus der Essengeruch quoll, jeden Marktstand und jede Mülltonne. In dieser Zeit, im Frühjahr 1946 wurde immer öfter von Litauen erzählt, von dem Nachbarland, in dem es Essen geben sollte. Vor dem Krieg hatten die deutschen Kinder in Königsberg kaum etwas über Litauen gehört. Kaum jemand wusste genau, wo dieses Land genau lag. Nun in den Hungerzeiten kamen litauische Bauern auf die ostpreußischen Märkte, verkauften Brot und andere Lebensmittel. Oft konnten die Litauer auch etwas Deutsch und redeten dann den halbverhungerten

4 Flucht im Zug

Königsbergern zu, nach Litauen zu kommen, um sich satt zu essen. Die baltische Republik Litauen, die im Osten und Norden an Ostpreußen grenzte, war 1945 von der Roten Armee besetzt worden, allerdings bereits zum zweiten Mal. Wie bereits 1940 schon einmal, wurde Litauen an die Sowjetunion angeschlossen. Zwar gab es auch dort Kriegsschäden und Verwüstungen, doch das normale Leben ging trotz der Besatzungstruppen weiter. Bei den litauischen Bauern war Bargeld stets knapp, aber es mangelte in jenen ersten Nachkriegsjahren nicht an Lebensmitteln. So begannen sie rasch, ihre Erzeugnisse auf den Märkten der ostpreußischen Städte zu verkaufen und erzielten damit gute Gewinne. Die sowjetischen Behörden mochten den eigenständigen Lebensmittelhandel, der in ihren Augen nur Spekulantentätigkeit war, nicht, aber duldeten ihn, da die offiziellen Versorgungsmaßnahmen nicht einmal den notwendigsten Bedarf decken konnten. Lebensmittelläden existierten damals auf den Dörfern kaum. In Landgeschäften wurden nur Petroleum, Seife und Salz verkauft. Ab und an brachten Händler vom Markttag deutsche Kinder nach Litauen heim, die man ihnen angeboten oder förmlich aufgedrängelt hatte. In den Dörfern fanden sich immer ältere Leute, deren Kinder aus dem Haus gegangen, ausgewandert oder im Krieg umgekommen waren, die ein Kind in Pflege nahmen und für die Vermittlung einer heimatlosen Waise auch bezahlten. Als die Hungersnot im Königsberger Gebiet immer größer wurde, setzten wahre Wanderungen nach Litauen ein.

Es war nicht so einfach, das sowjetisch besetzte Ostpreußen zu verlassen. Offiziell durften die Deutschen nicht in das benachbarte Litauen, trotzdem wagten es viele. Da Kinder weniger kontrolliert wurden, machten sie sich vor allem auf den Weg, der lang und beschwerlich war und eine Fülle von Gefahren mit sich brachte.

In jenen Jahren herrschte zwischen Deutschland und der Sowjetunion reger Güterzugverkehr. Die Züge mit dem Reparationsgut, der Kriegsbeute aus Deutschland, fuhren in das Königsberger Gebiet, wurden dort von deutschen Arbeitskräften auf russische Breitspurwaggons umgeladen und zu Transporten über Litauen nach Rußland zusammengestellt. Außerdem gab es täglich Personenzüge, die hauptsächlich für das Militär bestimmt waren. Da die meisten kein Geld für eine Fahrkarte erübrigen konnten, fuhren sie außen auf den Zügen mit. Sie versuchten, Güterzüge zu benutzen, saßen ungeachtet des Wetters, auch während strömenden Herbstregens und schneidender Kälte in offenen Waggons, gleich auf welcher Ladung, auf Puffern, in Bremserhäuschen. Wurden die

Kinder von sowjetischen Bahnpolizisten erwischt, gab es heftige Schläge, manchmal sorgten auch Armisten für Ordnung und warfen die Passagiere, ungeachtet aller Folgen, rücksichtslos aus und von den Waggons oder stießen sie von den Dächern, Trittbrettern und Puffern der Güterzüge. Niemand weiß, wie viele Kinder sich auf den Weg machten, um diesem Schicksal zu entgehen, wie viele unterwegs umkamen. Viele fuhrten jede Woche hin und her und beschafften Lebensmittel für Familienangehörige, die noch in Königsberg waren. Andere unternahmen diese gefährliche Reise nur einmal. Für sie gab es nach dem Tod der Mutter keine Zukunft mehr in Ostpreußen. Die Opfer dieser Art zu Reisen, ein letzter verzweifelter Versuch, dem Hungertod zu entfliehen, blieben ungezählt. Die meistbefahrenste Strecke führte von Königsberg über Insterburg und Gumbinnen in das litauische Kaunas. Eine andere vielbefahrene Route ging über Tilsit, Taugoggen und durch das nördliche Litauen nach Riga.

Wer über Tilsit fuhr, musste über die Memel. In den ersten beiden Nachkriegsjahren waren die Brücken noch nicht repariert. Die Kinder setzten immer auf Brettern über den Fluss. Viele bezahlten diese Versuche mit ihrem Leben. Nicht nur deutsche Kinder reisten derart. Auch russische obdachlose Kriegswaisen vagabundierten auf Zügen durch die Sowjetunion und bisweilen fanden sich merkwürdige internationale Reisesellschaften zusammen.

Wer Angehörige in Königsberg zu versorgen hatte, fuhr nur an die litauische Peripherie, um möglichst rasch wieder den Rückweg antreten zu können. Wer einzig auf eigene Faust unterwegs war, mied die grenznahen Gebiete und fuhr weiter. Dabei verfügte niemand über eine Landkarte und kaum jemand über ausgeprägte geographische Kenntnisse. Die meisten kannten nur wenige Orte, konnten auch nicht kyrillisch lesen und zählten die Zugstationen durch. So geschah es bisweilen auch, dass der eine oder der andere aus Unkenntnis in eine völlig andere Richtung fuhr. Deutsche Kinder gelangten nach Lettland, Estland, Weißrussland und sogar bis in die Ukraine. In jenen Zeiten zogen durch die baltische Region Ströme voller Flüchtlinge und Bettler, Invaliden und Kriegsheim-

5 Unterwegs im Nachbarland

kehrer, abgerissene, schwankende, dreiviertelverhungerte Gestalten. Die ostpreußischen Kinder, die der Hunger in das Nachbarland trieb, nannte man in Litauen „vokietukai“ – die kleinen Deutschen. Viele Litauer hatten Mitleid mit ihnen und verstanden ihre Hilfe für die Hungernden auch als Protestaktion gegen die verhassten sowjetischen Besatzer. Zwar kursierten Flugblätter, deren Inhalt besagte, dass die Aufnahme von Deutschen strafbar sei. „Kaliningrader Deutsche“, wie die Ostpreußen im offiziellen Sprachgebrauch betitelt wurden, hatten in der litauischen Sowjetrepublik den Status von Ausländern und durften sich Ende der vierziger Jahre überhaupt nicht legal dort aufhalten. Kinder unter 16 Jahren benötigten keine Meldebescheinigung, keinerlei Papiere und fielen so durch die Lücken zahlreicher Gesetze. Sie wurden auch viel seltener von der Miliz aufgegriffen, als Erwachsene, die unterwegs waren.

Normalerweise waren die Zugdächer und Puffer der Züge dicht besetzt. Hinter der Grenze sprangen die ersten ab und machten sich auf den Weg, um in den Dörfern bei den Bauern um Essen zu betteln. Die Wege von Haus zu Haus waren weit, denn in Litauen gab es damals noch viele Einzelgehöfte. Auf den sandigen Feldwegen waren nur Pferdewagen unterwegs. So waren die Kinder zu Fuß bei Wind und Wetter unterwegs. Wenn sie in eine Militärpatrouille gerieten, wurden sie kurzzeitig verhaftet oder verprügelt. So versuchten sie gleich einen weiten Bogen zu schlagen, wenn sie Uniformen sahen. Ein großer Hof am Horizont des Bettelweges bedeutete noch längst nicht Essen. Oft gaben gerade die weniger Vermögenden. Nicht jeder konnte stets freigiebig sein, dafür waren gerade in der Grenznähe viel zu viele unterwegs. In einigen Häusern wurde täglich ein Eimer Suppe für die Vorüberkommenden gekocht, auf anderen Höfen ließ der Bauer den Hund von der Kette. „Kleine Hitlers“, „Faschisten“, „Fritze“ waren gängige Beschimpfungen jener Zeit. Viele kleinere litauische Bauern lebten damals – für die Verhältnisse, aus denen die Königsberger Kinder kamen – ärmlich. Das Haus war sparsam möbliert, die Fußböden aus gestampftem Lehm. Oft gab es nur ein großes Zimmer im Haus, in dem mehrere Betten standen. Matratzen hatten nur die reichen Bauern, die anderen schliefen auf Stroh. Im Winter übernachteten die Kinder auf dem breiten Ofen.

Auch das Essen war anders als in Ostpreußen. Morgens gab es meistens Suppe, Rote-Rüben-Suppe mit ein bisschen Sahne und dann Kartoffelpuffer oder Plinsen. Mittags stand oft *Kugelis*, Kartoffelkuchen auf dem Tisch. Abends aß die Familie Milchsuppe – alle löffelten aus einer großen Schüssel. Im Frühsommer hatten die Bauern kein Getreide mehr,

das neue war noch nicht reif, dann gab es lange kein Brot.

Gerade in den Dörfern, die an den Bahnlinien nach Ostpreußen lagen, fanden viele deutsche Kinder rasch Unterschlupf. Tägliches Essen und ein Dach über dem Kopf bedeutete noch nicht die Rettung. Der große Hunger ließ sich nicht so rasch kurieren. Man konnte Unmengen essen, es stellte sich kein Sättigungsgefühl ein, auch wenn man einen Eimer Suppe austrank. Oft konnten die geschwächten Körper das Essen überhaupt nicht vertragen, die Kinder vermochten aber trotz aller Warnungen kein Maß halten und ein für Einheimische normales Essen führte sie an den Rand des Todes oder darüber hinaus.

Besonders viele Deutsche hielten sich in der Gegend um Kaunas auf. Hier, in der zweitgrößten Stadt Litauens fanden regelmäßig große Märkte statt. Es gab Gelegenheit genug, die letzten Habseligkeiten aus dem heimischen Haushalt gegen Lebensmittel einzutauschen, um Brot zu betteln, oder sich den zahlreichen handelnden Bauern als Arbeitskraft anzubieten.

Die litauischen Städte boten in den ersten Nachkriegsjahren nicht besonders günstige Lebensbedingungen; hier gab es recht wenig zu essen, die Leute lebten beengter, und auf Bahnhöfen und anderen öffentlichen Plätzen kontrollierte oft die Miliz. Während in einigen Dörfern ganze Familien oder Notgemeinschaften Unterschlupf fanden, lebten in den Städten nur vereinzelt deutsche Kinder, vor allem Mädchen, die sich ihr Essen als Kindermädchen verdienten.

Immer wieder geschah es auch, daß Erwachsene Kinder, die sich in ihrer Begleitung befanden, auf dem Markt aussetzten oder einfach vergaßen. Manchmal waren es vollkommen fremde Frauen, die auf einer Hamsterfahrt Richtung Litauen ein Waisenkind mitnahmen, in der Hoffnung, dort würden irgendwelche Leute mit ihm Erbarmen haben, denn die Überlebenschancen für kleine, noch unselbständige Waisenkinder waren in Kaliningrad recht gering. Es geschah auch des öfteren, dass russische Frauen aus Ostpreußen zum Lebensmitteleinkauf in die benachbarte Region fuhren und ein ihnen aus der Nachbarschaft bekanntes deutsches Kind dorthin mitnahmen, um es unterzubringen.

Ebenso ereignete es sich, daß deutsche Erwachsene fremde Kinder mitnahmen, um Mitleid zu erheischen oder diese für sie betteln zu lassen. Ab und an wurden Minderjährige von Verwandten ausgesetzt, die sich der zusätzlichen Esser entledigen wollten und auch nicht recht wissen mochten, wo die Kinder verblieben. So verloren sich zahlreiche Spuren zwischen den Marktständen von Kaunas, aber nicht nur dort. Wie viele Dramen spielten sich ab, weil Verabredungen an Wegkreuzungen fehlschlügen, Razzien auf Bahnhöfen stattfanden, Kinder sich verlaufen hatten oder jemand mit dem Leben bezahlen musste, weil er gerade

einen Rucksack voller erbettelter Lebensmittel auf dem Rücken trug und sich massiv gegen einen Dieb, der die Rucksackriemen durchschnitt, zur Wehr setzte.

Jeder Deutsche, der nur irgendwie konnte, fuhr von Königsberg nach Litauen, um Lebensmittel zu beschaffen. Familien, die keinerlei Arbeitsverpflichtung in Nordostpreußen unterlagen, siedelten kurzerhand illegal um. Andere, die in der Woche arbeiten gehen mußten, versuchten, ihre Kinder in Litauen – manchmal gegen hohe Bezahlung – in Pflege zu geben. Einige besuchten ihre Kinder regelmäßig oder ließen ihnen Nachrichten über Bekannte zukommen. Viele Mütter waren aber auch froh, sich auf diese Weise eines Kindes mit relativ ruhigem Gewissen entledigen zu können.

In jenen Zeiten wurden Kinder auch schnell zur Handelsware. Auf den Bauernhöfen wurde jede Hand gebraucht. Wer keinen eigenen Nachwuchs hatte, war gern bereit, andere Kinder großzuziehen, um seine Altersversorgung zu sichern. Kinderlosigkeit galt als Makel und Kapitalverlust. Essen gab es zu jener Zeit auf dem Land ausreichend, ein Schlafplatz in der Scheune oder im Winter auf dem Ofen fand sich ebenfalls. In den ländlichen Wirtschaften wurde jede Hand gebraucht. Die kleinen Ankömmlinge begannen Gänse zu hüten, später vertraute man ihnen die Kühe an. Die Mädchen fungierten als Haushaltshilfe und mußten meistens auch die Kinder der Bäuerin beaufsichtigen. Das Arbeitspensum war hart, doch für die Ankömmlinge aus Ostpreußen zählte damals einzig die Gewißheit, an jedem Tag essen zu bekommen. Das Leben beschränkte sich auf die ganz existenziellen Dinge. Eine Zukunft schien den meisten Kindern unreal. Vorläufig ging es nur darum, zu *überleben*. Nicht jeder, der sich einen Unterschlupf oder eine Arbeitsstelle wünschte, fand eine. Manche waren mehrere Monate unterwegs, bis sie endlich einen Platz für sich fanden.

Bei kleinen Kindern siegte das Mitleid rasch. Für die Älteren war die Suche nach einem Dach über dem Kopf schon schwieriger. Essen gab es für sie nicht umsonst. Viele Bauern waren an einer zusätzlichen Arbeitskraft in der Erntezeit interessiert, aber die Bäuerinnen wollten keinen zusätzlichen Esser für das ganze Jahr.

6 Leben in Litauen

Auf dem Land mochte man keine unnützen Esser. In der Regel durfte ein Kind, für das man auch Arbeit hatte, auf dem Hof leben. Geschwister wurden manchmal bei Verwandten der Bauern in Nachbardörfern untergebracht. In anderen Fällen mussten sie selbst weitersuchen. Am häufigsten verlor sich die Spur eines Kindes, wenn es fortlief, weil es die Behandlung oder das Arbeitspensum nicht mehr ertrug. So kam es oft vor, dass Geschwister, die sich anfangs noch regelmäßig sonntags trafen, einander verloren. Wer ein kleines, unselbständiges und eventuell auch noch krankes Geschwisterkind auf den Hof mitbringen durfte, mochte sich glücklich schätzen. Natürlich bedeutete das doppelte Arbeit. Das Kind musste versorgt und der Anspruch aufs Essen verdient werden. Fand ein Kind Aufnahme in einem Haushalt, mußte es normalerweise erst einer gründlichen und langwierigen Reinigung, Heilung sowie einer Entlausung unterzogen werden. Diese Prozeduren konnten lange dauern.

Der Sprachgebrauch von Hof zu Hof war unterschiedlich. Duldeten die einen Bauern Deutsch, weil einige Familienmitglieder es gleichfalls verstanden, so mussten die Kinder auf anderen Höfen so schnell wie möglich Litauisch lernen, nicht nur, um sich zu verständigen, sondern auch, um nicht unnötig aufzufallen. Dadurch geschah es, dass sich binnen kürzester Zeit getrennt lebende Geschwister nur noch auf Litauisch verständigen konnten.

Adoptionen minderjähriger Kinder gleich welcher Nationalität, deren Daten nur unzulänglich bekannt waren oder über deren Herkunft gar keine Angaben existierten, wurden in der Kreisverwaltung quasi mit einem Federstrich erledigt. Dann zahlte der Staat seit 1947 auch Pflegegeld, was für die stets an Bargeld knappen Wirtschaften eine willkommene Zugabe war.

Die kleinen Kinder, die im Vorschulalter waren oder noch darunter, kamen nicht aus eigener Entschlußkraft in die Nachbarregion. Sie wurden im besten Fall in Pflege gegeben, meistens aber verkauft, auf dem Markt ausgesetzt oder in den Zug gesteckt. Dabei gingen oft die spärlichen Angaben zur Person – absichtlich oder unwillkürlich – verloren. Wenn ein Kind litauische Dokumente bekommen hatte, vernichteten die Bauern häufig aus Angst alles, was an die deutsche Herkunft erinnerte. So gingen Adressen, Fotos und Briefe verloren.

Nach dem Krieg wurde auf den Dörfern viel Schnaps gebrannt. Jeder verlangte Schnaps: die Besatzungsmacht, die Partisanen, die Bauern, die die Gefahr der Zwangskollektivierung unweigerlich auf sich zukommen

sahen. Zur Arbeit der Kinder gehörte es, für Feuerung im allgemeinen zu sorgen und auch die Glut unter den Destillationsapparaten zu unterhalten. So fanden viele schon früh Tröstung am Alkohol.

In den vierziger Jahren besuchte die Hälfte der litauischen Kinder auf dem Dorf im Winter keine Schule, ein beträchtlicher Anteil kam nur ab und an zum Unterricht. Häufig wurden die Kinder bei der Arbeit auf dem Hof gebraucht oder hatten gar keine Kleidung oder Schuhe für den Schulbesuch. Angesichts dieser allgemeinen Situation verwunderte es nicht, dass die deutschen Kinder erst recht nicht zur Schule gingen. Gerade bei denjenigen, die in Deutschland bereits Lesen und Schreiben gelernt hatten, hielt man es nicht für nötig. Kleinere Kinder wurden bisweilen geschickt.

Die Bauern wurden hart bestraft, wenn man Deutsche bei ihnen entdeckte. Darum gaben sie den Kindern litauische Namen oder behaupteten, sie seien entfernte Verwandte. Um sie nicht wegschicken zu müssen, verboten sie den Kindern, deutsch zu reden. Es gab Kinder, die ihre Identität weitgehend verbargen, andere, die ihre frühere Existenz genau im Gedächtnis behielten, aber auch solche, die ohne Erinnerungen nach Litauen kamen.

Im ersten Moment erschien es den Ankömmlingen aus Ostpreußen, als herrsche im Nachbarland Normalität. Davon konnte aber keine Rede sein. Seit dem Sommer 1944 herrschten in Litauen blutige Auseinandersetzungen. Die Litauer wehrten sich gegen den erneuten Anschluss an die Sowjetunion. 30.000 national antisowjetisch gesinnte Partisanen versteckten sich in den Wäldern. Im Volksmund nannte man sie Waldleute. Es gelang ihnen, die Sowjetisierung mehrere Jahre aufzuhalten. Starke Militäreinheiten wurden rund um die großen litauischen Wälder stationiert. Am Tag herrschten die Sowjets, in der Nacht die litauischen Widerständler. Jede Streife, die an einem größeren Bauernhof vorbeizog, forderte mit dem Gewehr in der Hand Essen oder Schnaps und verhaftete angebliche Sympathisanten des litauischen Widerstandes. Nachts beschlagnahmten die Waldleute in den Dörfern Lebensmittel und erschossen kommunistische Funktionäre.

In diese gefährlichen Jahre kamen die Wolfskinder hinein. Für sie war der Krieg zu Ende. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass noch gekämpft wurde. Manchmal misstrauten ihnen die Waldleute, weil sie Angst hatten, die kleinen Deutschen würden in ihrer Unkenntnis zufällig Gesehenes in der Gegend herumerzählen. Bauern schickten Wolfskinder wieder weg, weil sie deren Zeugenschaft bei ihrem Umgang mit den Waldleuten nicht mochten. Kinder gerieten völlig unschuldig in Schießereien zwischen den Parteien und wurden deren Opfer. Fast durchwegs wurden

ostpreußische Kinder ab Jahrgang 1940, die ohne Familienangehörige nach Litauen kamen, adoptiert. Halbwüchsige wichen oft Adoptionen aus. Sie legten sich einfach eine litauische Variante ihres Namens zu.

Manche Familien oder Weggefährten siedelten sich auch auf Höfen an, deren Einwohner verbannt worden waren. Manchmal lebten dort bunt gewürfelte Gemeinschaften miteinander. Kinder, die sich dort aufhielten, mussten oft Nahrungsmittel für die Erwachsenen erbetteln. Im Gegensatz dazu erschien vielen ein Aufenthalt auf einem litauischen Bauernhof attraktiver, denn er verhielt regelmäßige Mahlzeiten.

Die Kinder gewöhnten sich rasch an die fremde Sprache und die anderen Gewohnheiten. Einige beachteten die unterschiedlichen Lebensweisen nicht besonders. Wenn sie zudem auf abgelegenen Höfen untergekommen waren, bekamen sie nicht mehr mit, wie sich die Situation im nunmehrigen Kaliningrader Gebiet entwickelte. Anderen Kindern und Jugendlichen wurde immer wieder deutlich bewusst, wie anders ihr bisheriges Leben in Deutschland verlaufen war. Sie befragten die Deutschen, die sie trafen, nach der Situation oder fuhren bisweilen in die alte Region. Manchmal führte sie Heimweh zurück.

1948 begann auch in Litauen die Zwangskollektivierung. Wer sich widersetzte, wurde deportiert. Binnen zwei Stunden mussten die Familien mit etwas Handgepäck den Hof verlassen. Das Vieh und alles übrige Eigentum wurde vom Staat beschlagnahmt, die Hofgebäude meistens niedergebrannt. Wochenlang waren die Güterzüge ohne Verpflegung und Trinkwasser unterwegs nach Sibirien. Durch die Deportationen verloren viele deutsche Kinder wieder einmal ihr zeitweiliges Zuhause. Mit den Begriffen „Deportation“ und „Sibirien“ verbanden sich jetzt ganz

7 Kinderheime

reale Bedrohungen.

Nicht alle Kinder schafften den Weg nach Litauen. Viele waren durch den Hunger so geschwächt, dass sie sich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnten. Sie versuchten irgendwie in den Städten zu überleben und hielten sich auf den Straßen, Bahnhöfen und im Umfeld der Märkte auf. Es gab im Königsberger Gebiet nur wenige Kinderheime, die völlig überfüllt waren und auch mit immensen Versorgungsschwierigkeiten zu kämpfen hatten. Die sowjetische Verwaltung erließ im April 1946 den Befehl, weitere Kinderheime oder sogenannte Kinderhäuser einzurichten. Der Bedarf konnte aber nur teilweise recht notdürftig gedeckt werden. Im strengen Winter 1946/47 begann die Miliz provisorische Aufnahmestellen zu betreiben. Dort wurden Kinder, die Milizionäre aufgegriffen oder Nachbarn abgeliefert hatten, erst einmal untergebracht. Nach einer Entlausung und einer medizinischen Untersuchung versuchten die Behörden, sie in einem der neu eingerichteten Kinderheime unterzubringen. Ältere Kinder, die auf dem Weg von oder nach Litauen bei Bahnhofsrazzien von der Miliz festgenommen wurden, flüchteten bei der ersten sich bietenden Gelegenheit aus den Auffangstellen für Kinder. Nicht nur das Misstrauen in die sowjetische Administration spielte eine Rolle, hauptsächlich war es die Erinnerung an das gute Essen in Litauen, das ihnen auch kein Kinderheim ersetzen konnte. Den Jüngeren stellten sich keine Fluchtgedanken. Das militärische Regime in den Auffangstellen war für sie zweitrangig. Sie hatten erst einmal ein Dach über dem Kopf gefunden und bekamen Essen. Zwar war es immer zuwenig, doch bot das Kinderhaus alles in allem eine minimale Sicherheit. Oft mangelte es an Inventar und viele Kinder mußten sich ein Bett teilen. Der Gesundheitszustand der aufgenommenen Kinder war in der Regel miserabel. Neben den allgemeinen Folgen der Unterernährung litten viele an Typhus, Tbc und Malaria. Das Heimpersonal versuchte, soweit wie möglich, medizinische Betreuung zu leisten.

Im Herbst 1947 befanden sich über 4.700 deutsche Kinder in sowjetischen Heimen des Kaliningrader Gebietes⁴. Diese Häuser wurden von sowjetischen Direktoren, in der Regel demobilisierten Offizieren geleitet.

8 Transporte aus Königsberg

Die übrigen Erzieher und Mitarbeiter waren zumeist Deutsche.

1946 strömten Flüchtlinge und Vertriebene aus dem Osten in die deutschen Besatzungszonen. Nur aus dem nördlichen Ostpreußen gab es keine Möglichkeit zu entkommen. Seit 1946 gab es aus Deutschland, aus der SBZ, Bitten an die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD), Einwohnern aus Ostpreußen die Ausreise zu gestatten. Die Deutsche Zentralverwaltung für Umsiedler (ZVU) erhielt damals von sowjetischen Offizieren die Antwort, dass die Ausreise aus Ostpreußen „vorläufig nicht gestattet wird“. Trotz dieser negativen Antwort ließen sich die Behörden in der SBZ nicht entmutigen und stellten immer wieder von neuem Anträge und reichten sogar Namenslisten dazu ein.

Im Frühjahr 1947 durften erstmals Deutsche aus Kaliningrad zu ihren Verwandten in Sowjetische Besatzungszone ausreisen. Dabei handelte es sich nicht um einen Sammeltransport, sondern um Einzelreisen. Den Ausreisegenehmigungen lag eine Anweisung des stellvertretenden sowjetischen Innenministers Serow vom Februar 1947 zugrunde, die durch Petitionen der Verwandten in Deutschland zustande gekommen war. Zum gleichen Zeitpunkt teilte die SMAD deutschen Behörden mit, daß es möglich sei, Ausreiseanträge aus dem Kaliningrader Gebiet zu stellen. Im Juni 1947 kamen insgesamt 1.641 Personen aus Kaliningrad in das Land Brandenburg. Sie berichteten, dass zur freiwilligen Umsiedlung ein Antrag gestellt werden musste, dem eine Freistellung des Arbeitgebers beizufügen war. Nach fünf bis sechs Wochen Wartezeit entließ man die Reisewilligen auf dem Schienenweg nach Berlin, wobei zur Beförderung manchmal Personenwaggons an einen Güterzug angehängt wurden. Die Anträge wurden unterschiedlich begründet. Der Wunsch nach Familienzusammenführung und die schlechte wirtschaftliche Lebenslage standen dabei obenan. Das Gerücht über die plötzliche Möglichkeiten zur Ausreise verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter den Deutschen, die noch in Ostpreußen lebten. Die Zahl der Anträge erreichte in kürzester Zeit Tausende. Den sowjetischen Verwaltungsbehörden wurde jetzt klar, dass alle Deutschen, von wenigen Ausnahmen ein mal abgesehen, aus Ostpreußen weg wollten. Das bedeutete immerhin einen potentiellen Verlust von ca. 40.000 Arbeitskräften. Daraufhin wurde die Ausreise erst einmal gänzlich gestoppt, was unter den Deutschen Anlass zu zahlreichen Befürchtungen gab. Den gesamten Sommer hindurch wurden weder Anträge angenommen, noch Genehmigungen ausgestellt.

Anfang Mai 1947 erhielt die Zentrale Verwaltung für Volksbildung in der SBZ eine Mitteilung der SMAD, dass Ende Mai des gleichen Jah-

res mit der Ankunft von 2.830 anhanglosen deutschen Kindern aus Königsberg gerechnet werden müsse.⁵ Gleichzeitig äußerte die sowjetische Behörde den Wunsch, daß diese Kinder in Heimen untergebracht würden. Doch die Kinder trafen nicht ein. Am 20. September 1947 versuchte der Präsident der Zentralverwaltung für Umsiedler (ZVU) Engel, eine Klärung herbeizuführen. Er schrieb an die SMAD: „*Nachdem wir nun fast vier Monate in den bereitgestellten Heimen alle verfügbaren Plätze freigehalten haben, wäre uns eine baldige Entscheidung in dieser Angelegenheit erwünscht. [...]*“⁶ Oberstleutnant Karnaschewski, der Bevollmächtigte für die Umsiedlung der Deutschen bei der SMAD vermerkte am 1. Oktober 1947 handschriftlich: „*Die Frage der Umsiedlung von Kindern aus dem Kaliningrader Gebiet ist vorläufig von der Tagesordnung abgesetzt.*“⁷

Nur 10 Tage später fiel in Moskau plötzlich der Beschluss über die Aussiedlung von 30.000 Deutschen aus dem Kaliningrader Gebiet. Am 11. Oktober 1947 nahm der Ministerrat der UdSSR den Beschluss Nr.3547-1169s an, der den folgenden Titel trug: „Über die Umsiedlung der Deutschen aus der Kaliningrader Oblast der RSFSR in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands“. Drei Tage später folgten Anweisungen des sowjetischen Innenministers Kruglow zur Durchführung der Transporte. Noch im Oktober des gleichen Jahres wollte man 10.000 Deutsche aussiedeln, im November weitere 20.000. In erster Linie sollten die Familien der Nichtarbeitsfähigen und der „nicht gesellschaftlich nützlichen“ ausreisen, die deutschen Kinder aus den Kinderheimen sowie die Alten, die in Pflegeheimen untergebracht waren. Eine operative Gruppe, bestehend aus örtlichen Verwaltungsfunktionären sowie Sicherheitsmitarbeitern legte Details der Ausreise fest. So wurden unter anderem jedem Zug zwölf Begleitsoldaten zugeteilt, die Tätigkeit eines informellen Mitarbeiters (gleichfalls pro Zug) zur Berichterstattung über die Äußerungen der Auszusiedelnden angeordnet, sowie eine Anzahl von Ärzten und Krankenschwestern zugewiesen.

In jenem Herbst erhielten die Auszusiedelnden 24 Stunden vor der Abreise Bescheid. Auch wenn die allermeisten froh waren, endlich das Gebiet verlassen zu dürfen, waren sie über die Art und Weise empört, die eher einer Vertreibung glich. Am 22.10.1947 verließen die ersten Züge Kaliningrad, weitere folgten am 24., 26., 28. und 30. Oktober. Insgesamt reisten im Oktober 11.352 Personen aus. Im November folgten zehn weitere Züge.

5 BA Potsdam: O-1.10 (ZVU) Bd.70.S.24

6 BA Potsdam: O-1.10 (ZVU) Bd.70.S.50

7 BA Potsdam: O-1.10 (ZVU) Bd.70.S.51

Der erste Haltepunkt in der SBZ war Pasewalk. Die Behörden, die den Empfang und die Aufnahme zu organisieren hatten, bemühten sich verzweifelt, genaue Zahlen über künftige Umsiedlerkontingente zu erhalten, sowie Mitteilungen über den Abschluss der Umsiedlung. Alle Anstrengungen blieben erfolglos. Verbindliche Zahlen konnten nur für den folgenden Monat mitgeteilt werden. Dadurch wurden die Vorbereitungen für die Aufnahme erheblich erschwert. Bei jeder anderen Gruppe von Aussiedlern hätten die Behörden aus diesen Gründen die sofortige Annahme der Transporte verweigert. Hier zeigten sie sich großzügiger, denn sie waren erleichtert, dass endlich Bürger aus dem nördlichen Ostpreußen ausreisen durften.

Bei der Ankunft wurden die Transporte nach einer Kontrolle durch das sowjetische Militär freigegeben und dann in Auffanglager der einzelnen Länder weitergeleitet. Der erste Kindertransport hinterließ bei der Ankunft einen relativ positiven Eindruck. In einem Bericht hieß es: *„Es zeigte sich, daß die größeren Kinder, also 8-14 Jahre, fast durchweg in gutem Ernährungs- und Körperzustand waren. Bei den kleineren Kindern im Alter zwischen drei und fünf Jahren befand sich eine Reihe von Kindern, die distrophische und rachitische Merkmale zeigten [...] Die Kinder waren mit gutem Schuhzeug, Wintermänteln, Kopfbedeckung und Handschuhen, teilweise sogar mit wattierten Mänteln mit Pelzkragen [...] die Ausstattung mit Unterkleidung hingegen ließ zu wünschen übrig, es fehlte besonders an Schlüpfern.“*⁸ Die weiteren Kindertransporte 1947 erreichten die deutsche Grenze in einem kläglichen Zustand: *„2386 Kinder im Alter von 2-16 Jahren kamen in Güterwagen ohne Stroh, teilweise mit Öfen und Heizmaterial, teils ohne versehen, in sehr erschöpftem Zustand an. Die Fahrtdauer betrug vier Tage und vier Nächte. Abortanlagen waren nicht vorhanden.“*⁹ Die Kinder waren dermaßen unterernährt, dass kaum eine Impfung möglich war, da diese Kinder buchstäblich aus Haut und Knochen bestanden.¹⁰ Die übrigen Transporte waren teilweise auch in sehr schlechter Verfassung. Beanstandet wurden vor allem die Schließung der Waggons während der gesamten siebentägigen Reise und das Fehlen von Notaborten. Es kam immer wieder zu Todesfällen auf der Reise.

Schon im Juni 1947 hatten Vertreter der ZVU bei dem Leiter der Umsiedlungsabteilung der SMAD, Oberstleutnant Maslennikow, gefordert, dass man den Umsiedlern die Personalpapiere belassen solle. Dieses Ersuchen war nicht berücksichtigt worden. Allen Ostpreußen waren bei Ausreisekontrollen sämtliche deutschen Urkunden abgenommen worden.

8 BA Potsdam: O-1.10 (ZVU)

9 BA Potsdam: O-1.10 (ZVU) Bd.70.S.86

10 BA Potsdam: O-1.10 (ZVU) Bd.70.S.107

Am 15.2.1948 fasste der Ministerrat der UdSSR den Beschluss, noch im gleichen Jahr alle im Kaliningrader Gebiet „*lebenden Deutschen in die Sowjetische Besatzungszone umzusiedeln*“.¹¹ Daraufhin stellten die Kaliningrader Behörden im Frühjahr 1948 die nächsten Transporte zusammen. Anfang März 1948 wurden der SBZ weitere 25.000 Deutsche aus dem Kaliningrader Gebiet avisiert.¹² Dann geriet die Ausreise von neuem ins Stocken. Deutsche Behörden in der SBZ, darunter auch die Gewerkschaft FDGB, mahnten die Fortführung an.¹³ Im Juni 1948 erfolgte dann eine Nachricht der SMAD: „[...]Aus Kaliningrad werden ab Mitte September 1948 die letzten 30.-40.000 Umsiedler erwartet.“¹⁴

Zwischen dem 24. August und dem 26. Oktober 1948 trafen 21 Transporte mit 42.094 Personen in der SBZ ein. Der letzte, der 48. Zug mit deutschen Aussiedlern verließ Kaliningrad am 21. Oktober 1948. Insgesamt wurden 1947/48 – nach sowjetischen Statistiken – 102.125 Personen ausgesiedelt, nach den Unterlagen der ZVU kamen nur 99.481 Personen an. (Die Differenz beruht vermutlich auf Rechenfehler der sowjetischen Seite.)¹⁵

Obwohl die Aussiedlung der Deutschen ein gravierendes Ereignis in Kaliningrad darstellte, erschien in der lokalen Presse, insbesondere in der „Kaliningradskaja Prawda“, keine Meldung darüber.

Die Ausweisungen erfolgten ortsweise. Für viele kam die Ausreisemöglichkeit so überstürzt, dass sie kaum Zeit hatten, ihre Familienmitglieder, die zu Lebensmittelfahrten aufgebrochen waren, zu informieren. Andere kamen aus Litauen zurück und fanden in ihren Ortschaften keine Angehörigen oder andere deutschen Einwohner mehr vor. Oft hatten neue Siedler sofort das restliche Mobiliar requiriert, so dass die Überraschten gänzlich auf der Straße standen. Sie konnten sich bei den Behörden nicht durchsetzen und kehrten resigniert nach Litauen zurück. Findigere suchten Unterschlupf in Orten, in denen es noch Deutsche gab. Als bekannt wurde, dass die Deutschen demnächst ausreisen, verloren viele ihre Arbeit und wurden so plötzlich jeder Existenzgrundlage beraubt. Es wurde äußerst schwierig, die Zeit bis zur Ausreise – über deren konkreten Termin nichts in Erfahrung zu bringen war – zu überbrücken. Aus diesem Grund verließen viele Ostpreußen – auch auf die Gefahr hin, eine Reisemöglichkeit zu verpassen – wieder kurzzeitig die Region, um Nahrungsmittel zu beschaffen.

11 Eisfeld/Herdt (a.a.O.), S.477

12 BA (Berlin)SdPuM: IV2/2027/34 SED ZS.S.

13 BA (Berlin)SdPuM: FDGB 18/a(724

14 BA (Berlin)SdPuM: IV2/2027/34 SED ZS.S.255

15 Siehe: BA Potsdam: O-1-10 (ZVU).Bd.72, S. 51, S. 156

Vor allem Kinder, die eine Bleibe fernab in litauischen Dörfern gefunden hatten, erfuhren nichts von den Transporten in die SBZ. Für zahlreiche Kinder, die zwar von den Transporten gehört hatten, jedoch glaubten, alle Familienangehörigen schon verloren zu haben, war der Kampf um Essen und ein – wenn auch schäbiges – Dach überm Kopf derartig existenziell, dass sich für sie mit dem Begriff einer Ausreise nach Deutschland nichts verband. Sie waren alleine und mussten überleben. Es waren nur noch Instinkte, die sie auf den Beinen hielten. Wer Glück hatte, hörte später von den Transporten, die im Mai 1951 in die DDR gingen, mit denen ca. 3.300 weitere Ostpreußen ausreisen konnten. Andere richteten sich mit einem Leben in Litauen ein.

Die Wolfskinder wuchsen in der litauischen Sowjetrepublik auf. Sie wurden heimisch. Sie legten sich eine litauische Identität zu. Es war in der sowjetischen Zeit nicht leicht, Deutscher zu sein. „Faschisten“ rief man ihnen bis 1989 hinterher. „Fritze“ oder „kleine Hitler“ hießen sie auch bei ihren Arbeitskollegen, sofern ihre Identität bekannt war. Der Briefverkehr mit dem Ausland wurde streng überwacht. Wolfskinder, die nur unter großen Schwierigkeiten zu einem sowjetischen Dokument gelangt waren, trauten sich nicht, nach Deutschland an das Rote Kreuz zu schreiben. Andere nahmen den Kampf mit den Behörden auf und erreichten eine spätere Einzelausreise. Manche haben ihr Schicksal sogar ihren Ehepartnern verschwiegen, nicht wenige Kinder erfuhren erst nach der Unabhängigkeit Litauens, dass Vater oder Mutter aus Ostpreußen stammen. Wer selbst in der Sowjetunion lebte und wusste, dass sich noch Geschwister in Litauen befinden müssten, konnte sie nicht offiziell suchen lassen, die Behörden verboten die „Suche nach Faschistenkindern“. Manchmal dauerte es Jahre, bis Bruder und Schwester feststellten, dass sie nur 100 km entfernt voneinander lebten.

9 Letzte Ausweisungen

450 weitere deutsche Heimkinder reisten im März 1948 aus, darunter einige, die im Herbst aus Krankheitsgründen von der Reise zurückgestellt worden waren. Der größere Teil der Kinder aus den Transporten des Jahres 1948 hatte aber erst nach November 1947 Aufnahme im Heim gefunden. Die letzte Gruppe von 205 Kindern, die im Oktober 1948 nach Deutschland kamen, war offensichtlich erst im Laufe des Sommers von der Miliz aufgegriffen und in ein Kinderheim eingewiesen worden.¹⁶ So wies die Statistik am 1. September 1948 für die Kinderheime der Oblast 161 Zöglinge auf, zum 1. Oktober hatte man 205 deutsche Kinder verzeichnet.¹⁷ Auch nach dem offiziellen Abschluß der Aussiedlungsaktion wurden bei den Kinderaufnahmen immer wieder Zugänge von deutschen Kindern vermeldet.¹⁸

16 GAKO: FR-462, Op.2, D. 20a, L.31.

17 GAKO: FR-462, Op.2, D. 20a, L.52.

18 GAKO: Bestand UMVD: R-245, Op.1, D.22.

10 Neuer Anfang

Im November 1947 befanden sich bereits 1.500 Waisenkinder aus dem nördlichen Ostpreußen im Quarantänelager Eggesin. Bei allen Transporten hatte man eine sehr starke Verlausung festgestellt. Es fiel auf, dass viele Kinder sehr verwahrlost waren, in Berichten sprach man davon, dass der moralische Zustand durchwegs sehr schlecht sei, da die Kinder sehr lange Zeit sich selbst überlassen gewesen seien. So hieß es: „Die Kinder halten sich sehr sauber und sind warm und gut gekleidet.

*Einige unerfreuliche Erscheinungen könnten trotz reichhaltiger Ernährung das Mäusen nicht lassen. Andere beschäftigten sich an den Zäunen mit Tauschhandel der einheimischen Bevölkerung. Hier sind bereits strenge Maßnahmen eingeleitet worden. [...] Die Nachprüfungen ergaben, daß es sich in der Regel um Kinder handelte, die als Verwahrloste aufgegriffen waren und dann in die Heime kamen.“*¹⁹

Allerdings gab es auch andere Beobachtungen: „Es gibt auch glänzende Beispiele, so z.B. ein 12jähriger Junge, der nach Berichten der Transportbegleitung seine drei jüngeren Geschwister die ganze Zeit in Kaliningrad ohne fremde Hilfe ernährt hat. Auch in Eggesin sorgt er wie ein Vater für seine ganze Stube.“²⁰ In den Quarantänelagern, die die erste Station der Transportinsassen nach der Ankunft in Deutschland darstellten, begann man die Kinder in verschiedene Lager aufzuteilen. Für die Ankömmlinge aus Ostpreußen wurde 1948 u.a. das Kinder- und Jugenddorf Pinnow gegründet.

Den Kindern ging es darum, wieder in geordnete Verhältnisse zu kommen. Aber 1948 fiel es nicht allen leicht, sich wieder an ein derartiges Leben zu gewöhnen. Gerade für die älteren Jungen war es ziemlich kompliziert. Sie hatten bisher ihr Leben durch Klauen organisieren müssen und konnten diese Angewohnheiten nicht so schnell ablegen. Alle Kinder hatten damals einen Hamstertrieb, den sie sich erst nach und nach abgewöhnen konnten. Zwar gab es regelmäßig Essen, aber der Speisezettel der Nachkriegszeit war weder üppig, noch konnte er viel Abwechslung bieten. Viel zu oft gab es Kürbissuppe. So organisierten sich viele in der ersten Zeit noch zusätzliche Vorräte. Diebstähle innerhalb des Kinderdorfes kamen in den ersten Monaten auch häufig vor.

19 BA (Berlin) SdPuM: Bericht über die Reide nach Pasewalk/Eggesin v. 9.11.47

20 BA (Berlin) SdPuM: Bericht über die Reide nach Pasewalk/Eggesin v. 9.11.47



Karneval in Pinnow 1949



*Der Eingang
zum Kinderdorf Kyritz*

Im Heim fingen die Kinder und Jugendlichen an, die bis dahin nur für den aktuellen Tag gelebt hatten, allmählich eine Vorstellung für die Zukunft zu entwickeln.

Große Brüder, die mit einer Reihe kleinerer Geschwister gekommen waren, setzten sich vehement dafür ein, dass die Kinder zusammenbleiben sollten. Eine Zeit lang wurden Vorschulkinder in einem anderen Heim, in Altenhof untergebracht. 1949 eröffnete man an diesem Ort die Pionierrepublik und die dortigen Heiminsassen kamen nach Bad Saarow. Doch auch dieses Gebäude wurde bald für andere Zwecke benötigt. Gerade zu jener Zeit zog das Kinder- und Jugenddorf von Pinnow nach Kyritz um und die Größeren erkämpften, daß die kleinen Geschwister nun auch nach Kyritz wechseln durften.

Am 11. April 1949 kamen die ersten Gruppen in das neue Kinder- und Jugenddorf.²¹ Anfangs leitete Gerhard Mieth das Kinder- und Jugenddorf, später übernahm Leo Kunz die Leitung. Bis zu 260 Waisenkinder, allesamt Strandgut des Krieges, kamen aus den ostpreußischen Transporten allmählich hier zusammen.

Günther Mieth begleitete als Lehrer und Erzieher die Kinder von Anfang an. Ein anderer sehr guter Erzieher war Harry Apelt. Die Lehrer und Erzieher zogen mit den Kindern von Pinnow nach Kyritz. Die Kinder, die so viele Schuljahre nachholen mußten, absolvierten zwei Klassen pro Schuljahr. Im Februar, nach einem halben Jahr, kam die Versetzung in die nächste Klasse. Dem hohen persönlichen Einsatz der Lehrer war es zu danken, dass ein Viertel der Kinder im Schuljahr 1949/50 drei Klassenziele innerhalb eines Jahres erreichen konnte, die Hälfte der Kinder zwei Klassenziele erreichte und der Rest ein Klassenziel, wobei allerdings der Fremdsprachenunterricht ausgenommen war.²²

Im ersten Jahr funktionierte im Heim neben einer Gruppen- auch Familienbetreuung. Fünf Lehrkräfte und mehrere Handwerker-Ehepaare, die in den betriebswirtschaftlichen Einrichtungen des Dorfes und in dem zugehörigen Landwirtschaftsbetrieb arbeiteten, sorgten für die Waisenkinder. Dazu zählten neben Gerhard und Erika Mieth, Leo Kunz und seine Frau. Wirtschaftsleiter Röhl, Tischler Jente und Schuster Steuer betreuten gemeinsam mit ihren Frauen, die als Erzieherinnen arbeiteten, ebenfalls Kinder. Die Ehepaare Eipel und Gildenast sowie Herr Gertler arbeiteten als Lehrer.

21 Köhn, Marita, Heimsystem im System der Erziehungshilfen. Aspekte der Entwicklung und aktueller Stand, Potsdam, 2001

22 Märkische Volksstimme [1950], „Aktive Lehrer - fortschrittliche Schüler2“ (Zeitungsausschnitt- Privatsammlung)



6. Klasse in Kyritz 1950



Familie Jente 1950

Ca. 10 Kinder bildeten gemeinsam mit dem betreuenden Ehepaar eine Familie. Vor allem für Geschwisterkinder war dieses eine gute Lösung, gemeinsam und nicht altersgestaffelt betreut zu werden. Im übrigen galt in der ersten Zeit auch das Prinzip der Kinderselbstverwaltung. Jedes Kind übernahm von Anfang an Verantwortung. Es existierten Sportgemeinschaften für Tischtennis, Schach, Leichtathletik und vieles mehr. In der Landwirtschaft, die ca. 30 ha umfaßte, errichteten die Kinder in Gemeinschaftsarbeit ein eigenes Gewächshaus, arbeiteten in Brigaden und verdienten sich ein kleines Taschengeld.

In den Zeiten der Kinderselbstverwaltung gab es viele wichtige Funktionen auszufüllen. Die meisten Kinder nahmen sie sehr ernst. Mit diesen Maßnahmen unterstützten die Zöglinge die Bemühungen, Sicherheit, Ordnung und Disziplin im Heim durchzusetzen. In ihrem Kinderdorf-Lied hieß es: „Wir wollen uns selbst verwalten, mit allen Freundschaft halten. wir wollen nie wieder Krieg; Pioniere, Freundschaft siegt.“

Die großen Jungen errichteten das Gebäude der Heimschule. Die Jugendlichen arbeiteten in der Küche, in der Schneiderei, auf dem Hof, in der Wäscherei und der Gärtnerei. Allmählich begannen die Kinder das Prinzip zu begreifen, dass alles im Heim ja für sie war. Dann setzte auch die gegenseitige Verantwortung ein. Nun breitete sich bei den größeren und auch schon kleineren Insassen das Gefühl aus, dass diese Anstrengungen, die für sie unternommen wurden, auch von ihnen selbst geschützt werden mussten.

Im Fotozirkel 1952





Neu eingekleidet – ca. 1952



Die AG Autotechnik 1952

Speisesaal in Kyritz ca. 1952





Schulentlassung 1952

Allen blieb das erste Weihnachtsfest in besonderer Erinnerung. Für die Kinder wurde gemeinsam ein großer Tisch gedeckt. Zum ersten Mal seit vier Jahren bekamen alle Heiminsassen Geschenke – Stoff für ein neues Kleid oder neue Hosen. Das war eine merkwürdige sehr ungewohnte Überraschung für die Kinder, die sich kaum mehr an derartige Feste erinnern konnten. Es hatte besonderer Anstrengung bedurft, um in dieser schwierigen Nachkriegszeit eine Bescherung dieses Ausmaßes organisieren zu können.

Es gab viele Klassenfahrten und regelmäßig Ferienreisen für die Kinderheimkinder, einmal an die Ostsee, ein anderes Mal in das Elbsandsteingebirge. Die Schüler bekamen die Möglichkeit, viel zu besichtigen. Zahlreiche Kinder, die noch gesundheitliche Schäden durch die schweren Nachkriegsjahre hatten, wurden zu Kuren geschickt.

Nach einem Jahr löste man die bisherigen Familien auf. Mit der Einführung der Kollektiverziehung nach dem Prinzip von Makarenko wurden die Kinderdörfer in der DDR abgeschafft, denn dieses Modell galt nun als kapitalistisch.²³

23 Anton Semjonowitsch Makarenko (1888-1939): sowjetischer Schriftsteller und Pädagoge, entwickelte ein Konzept mit dem Schwerpunkt Kollektiverziehung und wurde besonders durch seine Erfolge bei der Resozialisierung junger Straffälliger bekannt.

Dabei entsprach dieses Muster gerade den Bedürfnen der ostpreußischen Kindern weitaus mehr, als die Zusammenstellung in Gruppen. Sie hätten vielleicht noch etwas mehr Geborgenheit gebraucht.

Es setzte eine etwas andere Erziehung mit strengeren Prinzipien ein. Dazu wurden neue Gruppen nach Alter und Klassenstufen gebildet. Die Gruppenstärke betrug ca. 20 Kinder, Jungen und Mädchen. Die Selbstverwaltung in der alten Form wurde ebenfalls aufgehoben. Auch die Bezeichnung änderte sich, aus dem Kinder- und Jugenddorf wurde zunächst das Landeskinderheim, später hieß es „Kinderheim Ernst Thälmann“. Pionierorganisation und FDJ spielten eine stärkere Rolle und es fungierte ein Heimrat. Jede Gruppe hatte ihren Vorsitzenden und musste ihrer Berichtspflicht genügen. Im Mittelpunkt standen immer die schulischen Leistungen – sie waren das A und O. Aussprachen und Stellungnahmen und Selbstverpflichtungen zu Lernzielen standen auf der Tagesordnung. Es gab regelmäßig Heimratssitzungen und Vollversammlungen, die im Saal des Kinderheimes stattfanden. Aktivitäten, Feste und Verantwortlichkeiten wurden hier geplant, beraten und beschlossen.

Einige der ältesten Flüchtlingsmädchen bekamen damals schon eine Ausbildung als Heimerzieherin in der damaligen Landeshauptstadt Potsdam und kehrten in vielen Fällen nach Kyritz zurück, um dort zu arbeiten. Sie kannten alle Kinder, alle ihre Nöte, alle Sorgen. Verschiedene andere Kinder durften in anderen Internatsschulen bis zum Abitur weiterlernen.

11 Zurück in die Schule

Von Anfang an verfolgten die Kinderheime in der SBZ den Auftrag: „den Kindern [...] beim Eintritt in eine Lehre und in Arbeit behilflich zu sein.“²⁴ Diese Zielstellung wurde überaus ernst genommen. 1950, nur wenige Monate nach der Gründung der DDR verabschiedete das neue Ministerium für Volksbildung "Richtlinien über die erste Betreuung der Kinder und Jugendlichen von Umsiedlern in den Sammellagern der Deutschen Demokratischen Republik". Darin wurde sehr viel Wert auf einen baldmöglichsten Beginn von Schulunterricht und Ausbildungsbeginn gelegt, wenn möglich sogar schon im Sammellager. Darüber hinaus wurden gerade für überalterte Schüler besondere Fördermaßnahmen beschlossen. Mit Hilfe von Elementarlehrgängen und Förderklassen sollten sie rasch und sicher zu den normalen Klassenstufen aufschließen und den Anschluss an die Berufsschule erreichen. Die besondere Förderung erstreckte sich auch Berufsausbildung und Oberschule. Dadurch wurde den meisten der Weg zu einem qualifizierten Beruf geebnet. In den Dokumenten zur Betreuung der Kinder und Jugendlichen wurde gleichfalls darauf hingewiesen, dass diese Maßnahmen auch im Hinblick auf den Fünfjahrplan erfolgten, in dem die Bedürfnisse der DDR nach qualifiziertem Nachwuchs fixiert waren.²⁵ Die Politik des jungen Staates zielte darauf ab, möglichst viele junge loyale Staatsbürger und Facharbeiter für die Volkswirtschaft zu gewinnen.

Viele Kinder kamen nach Deutschland, als sie schon über 14 Jahre alt waren und eigentlich nicht mehr der achtklassigen Schulpflicht genügen mussten. Aber im Kinderheim galt das Grundprinzip, dass dieses schulische Pensum nachgeholt werden musste und eine Vorbereitung auf das Leben stattfinden sollte. Die Erzieher erhielten auch Hinweise, wie Kinder an politische Fragestellungen und Kenntnisse herangeführt werden sollten. Man ermunterte sie ebenfalls zum Zeitungslesen. Die Teilnahme an großen politischen Demonstrationen und Manifestationen galt als selbstverständlich, wie auch das Tragen von Pionier- und FDJ-Kleidung. Im großen und ganzen verließen alle der ostpreußischen Kinder das Heim mit einem guten Allgemeinwissen, vielfachen praktischen Kenntnissen, einem Schulabschluss und einem Lehrvertrag für eine Berufsausbildung in der Tasche.

24 Richtlinien für Kinderheime vom 01.07.1946 erstellt vom Präsident der Deutschen Verwaltung für Volksbildung, BA Lichterfelde, DO 1/10-75250-73 Blatt 131-132.

25 Siehe Stark (a.a.O.), S.156.

12 Tante Gerda

Vielleicht wäre Kyritz ein Heim wie viele andere gewesen, wenn es nicht das besondere Engagement einer Frau gegeben hätte, die von den Kindern liebevoll aber auch mit Respekt „Tante Gerda“ genannt wurde. Gerda Sucker, Landesvorsitzende der Volkssolidarität in Brandenburg und spätere Bevollmächtigte der Volkssolidarität für den Rat des Bezirks Potsdam, sorgte für das Kinderdorf in Pinnow und in Kyritz und „ihre Kinder“. Bereits nach Pinnow kam sie und brachte Bälle und Sportgeräte mit. Die Kinder mochten sie sehr und hatten guten Kontakt zu ihr. Nach vielen Jahren erinnerte sie sich an eine Begebenheit aus der allerersten Anfangszeit mit dem kleinen Richard, der damals drei Jahre alt war: *„Ich hatte ihn auf dem Schoß, und er merkte wohl, daß ich ihn nicht verstand [er konnte damals kein Deutsch]. Plötzlich legte er seine geballte kleine Faust in meine Hand, öffnete sie, und ich erblickte mein Geschenk, das er mir gemacht hatte, damit ich mich freuen sollte: einen riesigen Hirschkäfer.“*²⁶

In den Anfangsjahren war es sehr schwierig, den vielseitigen Bedarf für das Kinderheim zu decken. Gerda Sucker war zäh und nutzte alle ihr zur Verfügung stehenden Kanäle. Sie erzählte: *„Wenn ich gar nicht mehr weiter wußte, halfen die sowjetischen Freunde. Kinder waren krank und ich brauchte so notwendig Handtücher. Ich konnte keine auftreiben. So ging ich zu dem sowjetischen Genossen Lewien, bat ihn, mir zu helfen. Besorgen konnte er auch keine. Aber er öffnete seinen eigenen Schrank, nahm alle heraus, die ihm ja persönlich gehörten. 'Bitte', sagte er nur.“*²⁷ Die Landesvorsitzende der Volkssolidarität scheute keine Anstrengungen, wenn es um „ihre Kinder“ ging. Da wandte sie sich auch direkt an Wilhelm Pieck, den Präsidenten der DDR. Er unterstützte sie bei ihren Bemühungen. Dadurch konnte sie die Versorgung des Heimes sichern. Sie pflegte Kontakte zu den sowjetischen Offizieren. So erreichte sie, dass das Heim auch zusätzliche Lebensmittel über die sowjetischen Streitkräfte erhielt. Der Chef der SMAD für das Land Brandenburg, Wassili M. Scharow und der Offizier für Jugendangelegenheiten, Fjodor P. Penkin gehörten zu ihren ständigen Ansprechpartnern.

26 Potsdamer Blick, 1968, Nr. 16, S. 6-7.

27 Potsdamer Blick, 1968, Nr. 16, S. 6-7.



Gerda Sucker 1950

Auch zu den amerikanischen Behörden hatte Frau Sucker Kontakte, die großzügig spendeten. Dadurch kamen ebenfalls Care-Pakete in das Heim, u.a. gab es schöne Kleidungsstücke und interessantes Spielzeug zu Weihnachten – Dinge, die sich die Kinder in den kühnsten Träumen nicht vorzustellen wagten.

Gerda Sucker sorgte nicht nur materiell für ihre Schützlinge. Sie hatte ebenfalls die Kinder im Blick, deren schulische Leistungen schwach waren. In Gesprächen wies sie die Erzieher immer wieder darauf hin, daß auch diese Kinder einen Beruf erlernen müssten. Eine derartige Notwendigkeit wurde damals im allgemeinen noch lange nicht als selbstverständlich erachtet.

Gerda Sucker blieb den meisten in sehr wichtiger Erinnerung. Für sie war die Leiterin der Volkssolidarität nicht nur die Schirmherrin des Kinderheimes, sondern stellte eine wichtige private Bezugsperson dar, war fast wie eine Ersatzmutter. Sieglinde Kenzler, die als Waise nach Kyritz kam und dort ihren Mann, gleichfalls ein Waisenkind, kennenlernte, erzählt im Rückblick: *„Unsere Kinder waren sehr traurig, daß sie kriegsbedingt keine Großeltern hatten. Als Gerda Sucker davon hörte, versprach sie, ihnen wie eine Großmutter zu sein. Das war sie auch und sie bedachte unsere Kinder immer sehr liebevoll. Das hat sie und uns sehr glücklich gemacht.“*²⁸

Gerda Sucker war eine Frau, die ihr ganzes Leben diesen ostpreußischen Waisenkindern gewidmet hatte. In Gesprächen erwähnte sie später manchmal, dass sie im Leben auf vieles verzichtet hatte. Sie hätte auch gerne eine Familie gehabt und Kinder. Auf keinem der vielen Kinderheimfeste, ob Schulabschluss, Jugendweihe oder Karneval durfte sie fehlen. Durch ihr Engagement und ihre Warmherzigkeit wurde „Tante Gerda“ für viele der Kinderheimkinder, die sie nannten, zum Vorbild, ja geradezu zum Idol.

13 Wiedersehen mit Geschwistern

Die Leitung des Kyritzer Kinderheimes bemühte sich sehr darum, den Kindern bei der Suche nach Angehörigen zu helfen. Immer wieder wurden Suchkarten verschickt und von neuem das Rote Kreuz mit der Bitte um Unterstützung kontaktiert. Es gab auch einen Fall, in dem eine Mutter wegen Lebensmitteldiebstahls in Ostpreußen eine lange Haftstrafe in Sibirien verbüßen musste, während ihre Kinder schon in Kyritz lebten. Hier korrespondierte die Heimleitung mit der DDR-Botschaft und den sowjetischen Behörden, um eine Freilassung zu erwirken. Ebenfalls zeigte das Kinderheim zahlreiche Anstrengungen, noch in Litauen verbliebenen Geschwistern die Ausreise nach Deutschland zu ermöglichen.

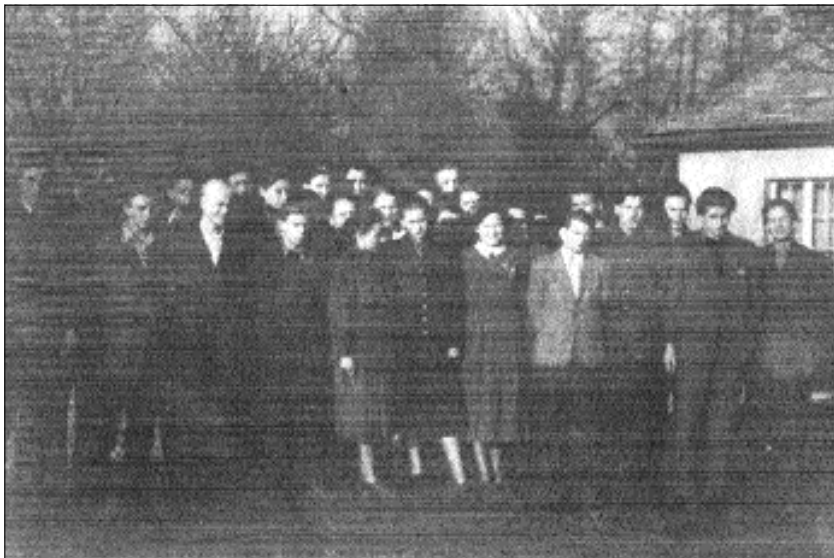
Väter, die aus der Kriegsgefangenschaft in die Bundesrepublik kamen und Mütter, die die Verschleppung nach Sibirien überlebt hatten, glaubten oft nicht, dass ihre Kinder das Chaos und die unmenschlichen Bedingungen der Nachkriegszeit ohne elterlichen Schutz überstanden hätten. Umso größer war die Freude, als Suchaktionen Erfolg zeitigten. 1950 wurde ein Transport zusammengestellt mit Kindern aus verschiedenen Kinderheimen, die in den Westen zu Angehörigen kamen.

1951 kamen noch einmal ostpreußische Kinder aus den großen Transporten von Litauen nach Kyritz, darunter auch welche, die kein Deutsch mehr konnten und erst wieder ihre Muttersprache lernen mussten. Nicht alle schafften die Rückkehr in das bürgerliche Leben. Es gab einige, die sich nicht so rasch sozialisieren ließen, wo als Ausweg einzig die Überweisung in den Jugendwerkhof schien. Ein, zwei Mal kam es vor, daß sich die großen Jungen während einer Vollversammlung gegen die Heimleitung stellten, um eine Verlegung eines Kameraden in ein Heim für Schwererziehbare zu verhindern. Natürlich kam es auch vor, dass Jugendliche das Heim verließen, um auf eigene Faust in den Westen zu gehen und ihren Lebensweg ohne Blauhemd und sozialistische Ideale zu gestalten.

Solange nur Kinder aus den ostpreußischen Transporten in Kyritz untergebracht waren, herrschte hier ein besonderer Zusammenhalt, durch den die Atmosphäre nachhaltig geprägt wurde. Später kamen andere Kinder hinzu, die ins Heim eingewiesen wurden, da man ihren Eltern das Sorgerecht entziehen musste. Sie unterschieden sich in gewisser Hinsicht von den Stamminsassen, da sie ja Eltern hatten und auch ein Zuhause besaßen, während für die ostpreußischen Kinder das Kyritzer Heim das Ersatzuhause darstellte.

In der Regel besuchten die Absolventen des Heimes das Kyritzer Haus noch lange, auch nachdem sie schon im Berufsleben standen und eigene Familien gegründet hatten. Ihnen blieb stets sehr deutlich in Erinnerung, in welcher Verfassung sie in den ersten Nachkriegsjahren hier aufgenommen wurden und mit welchen Bildungserfolgen sie sich von den Lehrern und Erziehern des Heimes auf den weiteren Lebensweg schicken ließen.

Die Großen besuchen das Kinderheim Herbst 1952



Ingrid Schneider,

*geb. Fischer (*1935 Königsberg) lebte bis 1946 in Pobethen, dann musste die Mutter mit ihren drei Kindern zu einem Arbeitseinsatz in eine Kolchose. Mehrfach war die Familie zu Fuß im Königsberger Gebiet unterwegs, immer auf der Suche nach einer Bleibe. Nachdem die Mutter von einer Hamsterfahrt nach Litauen nicht zurückkehrte, mussten die Kinder für sich alleine sorgen. Schließlich griff die Miliz Ingrid und ihre Brüder auf und brachte sie ins Kinderheim.*

Im Gedächtnis bleibt vieles. Wir waren ja 1945 nicht geflüchtet. Wir blieben im Ort und die Leute hatten im Dorf erzählt, daß wir zur Frischen Nehrung müßten, dort würden die Frauen und Kinder verschifft. Also sind wir zur Nehrung gelaufen. Daran kann ich mich noch erinnern. Es war sehr kalt und wir haben sehr geschrien. Hier kamen viele Menschen zusammen, um über das Haff Ostpreußen vor den Russen verlassen zu können. Doch es passierte nichts und da sind wir wieder zurück nach Pobethen. In Pobethen quartierten wir uns in einem Keller ein und fuhren, bevor der Russe reinkam, es war ja auch dauernd Feindbeschuss, mit einem Munitionsauto nach Neukuhren und nächtigten dort in der Kaserne. Uns wurde dann eine Wohnung zugewiesen. In diesem Haus war ein Munitionskeller, so dass die Frauen und Mütter Angst um ihre Kinder hatten. Als der Russe reinkam, war das nicht mehr so freundlich. Die trieben uns aus dem Wohnblock und es hieß gleich: „Wir werden alle erschossen.“ Danach kam ein zweiter Trupp, die trieben uns bis Palmnicken. Dort in Palmnicken hausten wir dann im Bahnhof mit vielen Familien. Meine Mutter, die es vor Angst immer nicht lange an einem Ort aushalten konnte, wollte hier nicht mehr bleiben. „Wir müssen wieder nach Pobethen“, sagte sie. Dann liefen wir wieder über die ganzen Dörfer nach Pobethen. Unterwegs wurden wir ständig von Russen belästigt. Wir Kinder mußten mitansehen, wie die Frauen vergewaltigt wurden. Wir konnten in keinem Haus vor den Russen Ruhe finden. Die Familien, die mit uns kamen, schliefen in freier Natur, im Wald oder im Graben. In Pobethen angekommen, wohnten wir mit vielen deutschen Familien zusammen. Meine Mutter wurde 1945 krank, sie hatte Kopftypus. Wir kamen in ein Kinderheim am Friedhof. Es war furchtbar. Erstmal wurden wir dort geschlagen und geschubst. Zu essen bekamen wir in dem Heim kaum etwas und dann starben die Kinder wie die Fliegen. Es war sehr schlimm. Dann nahmen uns Nachbarn auf. Später kam meine Mutter wieder nach Hause. Sie hatte in Neukuhren im russischen Lazarett gelegen und ich hatte sie dort regelmäßig besucht. Anschließend wurde sie nach Rauschen verlegt. Es hieß immer, sie würde sterben, aber eine

Schwester flüsterte mir dann zu, dass sie nach Hause kommen wird.

Von Pobethen aus musste meine Mutter mit mehreren Frauen auf einem Lastwagen wegfahren. Sie wurden nach Insterburg zur Arbeit gebracht. Ich kann mich noch erinnern, dass sie oft tagelang nicht nach Hause kam. Wir Kinder waren uns wieder selbst überlassen. Im Juli 1946 brachten uns die Russen nach Aßlacken. Dort arbeitete meine Mutter in der Landwirtschaft. Ich weiß nicht, ob da mein ältester Bruder noch bei uns war oder schon seine eigenen Wege ging. Es ging uns wirklich schlecht. Wann wir von Aßlacken weggegangen sind, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Meine Mutter sagte jedenfalls: „Hier können wir nicht bleiben, hier verhungern wir.“ Und ihr Ziel war immer Königsberg. Sie meinte, dass wir von Königsberg irgendwie nach Deutschland kommen müssten und könnten. Wir gingen also von Aßlacken bei Nacht und Nebel weg. Eine lange Zeit wohnten wir in Tapiau, am Pregel, gemeinsam mit einer Familie in einem Bahnhäuschen. Dann holten die Russen immer die Frauen und so beschlossen wir, wieder wegzugehen. Wir, d.h. meine Mutter, meine beiden kleineren Brüder und ich gingen zu Fuß in der Nacht bis Königsberg. Als wir dort angekommen waren, erfuhren wir, dass es dort hieß: „Hier werden Menschen geschlachtet.“ So verließen wir sofort Königsberg in Richtung Groß Lindenau. Dort arbeitete meine Mutter auf der Kolchose und bekam auch, so wie ich mich erinnern kann, Brot und Geld. Dann gab es keine Arbeit mehr und mein jüngster Bruder wurde so krank und der zweite auch, dass sie kaum laufen konnten. Sie hatten faustgroße Geschwüre, die voller Eiter waren. Ein russischer Militärarzt hatte uns gesagt, dass diese Geschwüre immer eingefettet werden müssten, damit sie heilen. Es gab kein Schmalz und überhaupt nichts. Da ich gehört hatte, daß es in Litauen etwas zu essen gibt, bin ich nach Litauen gefahren. Bis dahin war Litauen für mich überhaupt kein Begriff. Eine Frau hatte uns gesagt: „Das schafft man hin und zurück an einem Tag.“ Ich selbst hatte ja gar keine Vorstellungen, ich war ja auch erst 11 Jahre alt. Abends ging ich zum Königsberger Hauptbahnhof und fuhr gemeinsam mit mehreren Kindern nach Kaunas. Unterwegs wurden wir öfter vom Zug geschubst.

Nach Stunden kamen wir in Kaunas an. Aber, wohin in Kaunas? Wir waren zuerst drei Kinder und dann haben wir uns getrennt. Ich kann mich noch erinnern, dass ich bei einem Pfarrer war. Der war auch ganz nett. Man wollte mich da auch irgendwie behalten. Aber das wollte ich nicht. Ich hatte doch meiner Mutter versprochen, dass ich wieder nach Hause komme, sie brauchte ja Schmalz und Brot. Ich räumte den Leuten die Speisekammer aus und haute bei Nacht und Nebel ab. Ich wurde auch neu eingekleidet, ich hatte von den Leuten dort ein Kleid und eine Jacke bekommen, denn ich kam ja zerlumpt und nur auf Schlorren an.

Nun hatte ich den Rucksack voller Essen und kam damit auf dem Bahnhof in Kaunas an. Dort hielten sich immer viele Deutsche auf und ältere Jungen stahlen mir sofort das Essen. Ich stand heulend am Bahnhof. Das war damals so – der Stärkere nahm sich sein Recht. Nicht nur Kinder wurden bestohlen, auch alten Leuten wurde das Essen weggenommen. Es waren viele Banden unterwegs, deutsche und russische, Jugendliche und Erwachsene.

Also, ich zog dann wieder von Dorf zu Dorf. Erst war ich mit Zweien unterwegs, aber das ging nicht. Die Bauern wollten das nicht. Dann sagten sie zu uns: „Es war schon jemand hier.“ Aber alleine, da hatte ich auch Angst. Da fuhren wir eines Abends mit einem Langholzwagen, auf dem uns ein Bauer mitnahm. Wir Kinder hatten unheimliche Angst und dann kam das Heulen der Wölfe hinzu. Wir Kinder saßen obendrauf und jeder fragte sich: 'Wer schubst wen runter?' Na jedenfalls kam ich dann mit dem Bauern bis zum Gehöft. Und die Tiere unterwegs hatten immer geheult, die hatten doch auch Hunger. Der Bauer hatte unterwegs immer mit Streichhölzern geworfen, damit die Wölfe nicht zu dicht an den Wagen herankommen.

Ich war unterwegs, bis ich wieder Essen zusammengesammelt hatte und dann fuhr ich wieder nach Königsberg zurück. Erst war ich schon auf dem verkehrten Zug, ich bin in Richtung Riga gefahren. Stunden war ich schon unterwegs und dann sagte ich zu einer: „Jetzt muss bald Königsberg kommen“. Sie antwortete: „Das ist die falsche Richtung.“ Da sprang ich vom Zug, als er langsamer wurde und fuhr dann in Richtung Königsberg.

Bis ich in Groß Lindenau ankam, vergingen weitere zwei Tage. Meine Mutter war unruhig und ungehalten, daß ich solange unterwegs war. Das könnte nicht sein, daß ich mich dort solange umhertreibe. Ich sei doch noch ein Kind. Dann fuhr sie mit der Nachbarin, weil sie meinte, dass sie das schaffen würden, an einem Tag hin und zurück. Ich hatte ihnen gesagt, dass sie das nicht schaffen könnten. Von dieser Reise kehrten beide nicht zurück.

Nun kam für uns der strenge Winter mit der großen Hungersnot. Wir gingen immer von Groß Lindenau zu Fuß nach Königsberg, bettelten dort und suchten nach irgendetwas Essbarem. Oftmals übernachteten wir in einem Waggon am Nordbahnhof. Wir lebten nur von Abfällen oder hungerten.

Es gab damals dort noch viele Deutsche. Sie gaben uns auch nichts, da sie selber nicht genügend zu essen hatten. Ich erinnere mich an eine Russenfrau, die hatte vier kleine Kinder und trotzdem brachte sie uns noch etwas. Wir gingen auch in das Krankenhaus zur Barmherzigkeit. Dort arbeiteten russische und deutsche Ärzte, die uns versorgten. Sie

sagten uns, dass wir ins Heim müssten, sonst kämen wir um. Wir hatten vom Heim keine Vorstellungen, wir fragten nur, ob es dort was zu essen geben würde. Mein Bruder lag immer auf der Erde, der konnte kaum laufen. Eine Zeitlang hielten wir uns noch in diesem Krankenhaus auf. Mein Bruder musste zu Untersuchungen dorthin. Ein deutscher Arzt sagte zu uns: „Wenn dein Bruder im Krankenhaus bleibt, dann lasst euch nicht trennen. Entweder ihr bindet euch an den Händen zusammen oder ihr schlaft immer in einem Bett!“ Das taten wir auch. Nach der Entlassung aus der „Barmherzigkeit“ griff uns die Miliz auf und brachte uns in die Kinderaufnahme. Dort lebten wir mit deutschen und russischen Kindern zusammen. Wir bekamen zu essen, wurden entlastet und gut versorgt. Von dort aus kam ich mit meinen Geschwistern in das Kinderheim von Darkehmen.

Das war im Frühjahr 1948. Und es war unser Glück, sonst wären wir noch verhungert. Wir hätten das sonst nicht überlebt. Wir hatten keine Schuhe, wir hatten nichts anzuziehen. Wir hatten nur Lappen um unsere Füße gebunden. Im Oktober 1948 kamen alle Kinder aus dem Heim nach Königsberg. Von dort ging ein Transport nach Deutschland. Wir kamen zuerst nach Eggesin. Dann ging es weiter nach Pinnow in das Kinder- und Jugenddorf.

In Pinnow wurden wir alle für die Schule eingestuft. Ich war 1935 geboren, das glaubte mir damals niemand, weil ich so unterentwickelt war. Also wurde ich ein Jahr zurückgestuft. Aber da ich mit Freundinnen im russischen Kinderheim zusammen war, ging ich auch mit denen mit in ihre Klasse. So wurde ich dann auch wenigstens in die dritte Klasse eingeschult. Im Kinderheim erreichte ich den Abschluß der 8. Klasse. Ich hatte ja von 1944-1948 keine Schule besuchen können. Nach dem Schulabschluss ging es um die Berufswahl. Ich hatte überhaupt keine Vorstellung von einem Beruf. Unsere Erzieher waren immer sehr daran interessiert, dass jedes Kind einen praktischen Beruf erlernt. Wenn es nach allen Pädagogen im Kinderheim gegangen wäre, wären wir alle Ärzte, Pädagogen, Professoren und sonstwas geworden. Zu mir sagten sie: „Du wirst Erzieher und besuchst die Fachschule für Heimerziehung in Potsdam.“

Jedoch Ende 1953 teilt unser Heimleiter mir mit, dass diese Ausbildung für einen Heimerzieher nicht mehr ausreichen würde. Ich müsste noch ein dreijähriges Fernstudium machen, so dass ich auch eine Lehrprüfung mit Lehrbefähigung bekäme. Dieses Fernstudium beendete ich im April 1956.

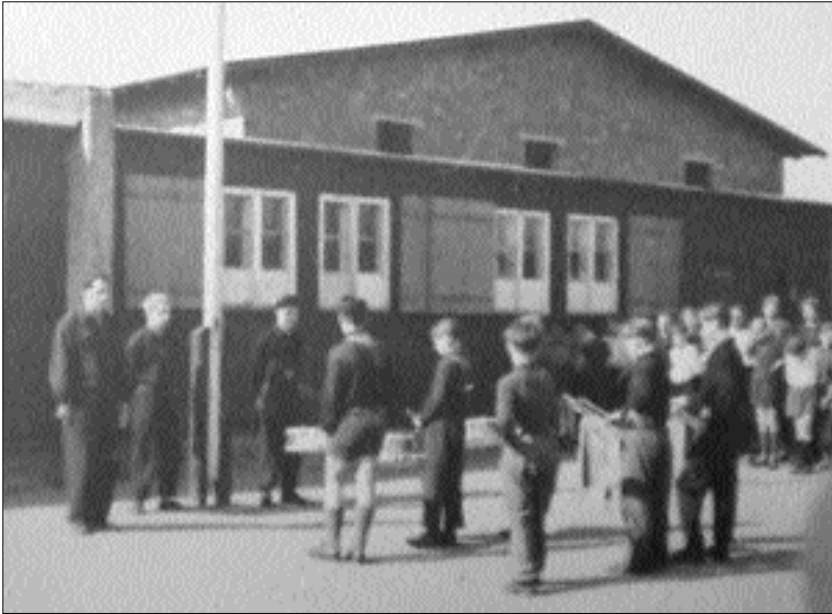
Diese Ausbildung war ja für uns Heimkinder wirklich nicht einfach, denn wir hatten alle große Versäumnisse durch den Krieg. Ich arbeitete erst in Potsdam als Erzieherin und ging 1954 gemeinsam mit mehreren



*Zur Erholung an der Ostsee 1949
v.l.n.r. Marlies Kenzler, Hertha Böhm, Ingrid Fischer, Anneliese Enskat*

*Urlaub in der Sächsischen Schweiz gemeinsam mit Kindern aus dem Kinderheim Chorin,
vorne in der Mitte Ingrid Fischer, 1950*





Im Kinderheim Kyritz

*Familie Jente,
v.l.n.r. Ingrid Fischer, Ingeborg Tannebaum, Manfred Tannebaum, Erich Fischer, Horst Fischer, Ursula*



Heimmädchen nach Kyritz zurück, wo noch mein jüngster Bruder lebte. Ich arbeitete bis 1959 als Erzieherin dort im Heim. Dann wechselte ich in das Referat Jugendhilfe der Volksbildung in der Stadt. 1960 nahm ich ein Studium als Jugendfürsorger auf. Nach der Beendigung des Studiums 1961 ging ich nach Berlin in das Referat Jugendhilfe. Heute bin ich Rentnerin.

Unseren Erziehern haben wir viel zu verdanken. Unsere Hauptaufgabe war zu lernen. Das hatten sie uns mit Erfolg beigebracht, denn wir kamen alle später im täglichen Leben gut zurecht.

Unsere Erlebnisse haben uns auch sehr geprägt. Mit den Erziehern sprachen wir wenig über unsere Erlebnisse. Wir verdrängten sie. Ich glaube auch, dass die Erzieher mit unseren Problemen wenig umgehen konnten. Trotzdem waren wir fröhliche Kinder und Jugendliche, die auch innerhalb des Heimes bestimmte Aufgaben erfüllt haben.

Wenn wir heute im Nachhinein mit den Erziehern sprechen, wie z.B. mit Edith Haupt, dann bestätigt sie uns das ja auch. Sie sagt: „Wenn ich das so höre, was ihr alles mitgemacht habt, dann haben wir doch gar nicht gewusst, wie wir mit euch umzugehen haben.“ Die Erzieher waren jung, ohne Erfahrung, ohne Ausbildung. Sie bildeten sich im Laufe der Jahre durch die Arbeit weiter.

Ich hatte ja meinen Bruder Gerhard in Ostpreußen verloren, als meine Mutter 1945 mit Typhus im Lazarett lag. Zu DDR-Zeiten hatte meine Suche keinen Erfolg, derartige Dinge waren ja auch kein gesellschaftliches Thema. Nach der Wende forschte ich von neuem nach, wo er eventuell abgeblieben sein könnte, da bekam ich dann Bescheid vom Suchdienst, dass er auch 1948 mit einem Kindertransport aus Ostpreußen herausgekommen war und nach Bischofswerda ins Kinderheim kam. Aus diesem Kinderheim ist mein Bruder später entwichen. Er hielt sich bei unserer alten Tante in Bonn auf, aber nicht lange. Später soll er mit einem Wanderzirkus nach Amerika gegangen sein.

Ruth Rose,

*geb. Tabel, (*1930 Königsberg) lebte bis 1947 in Königsberg und mußte zusehen, wie die Mutter und die jüngeren Geschwister verhungerten. Nach dem Tod des letzten Angehörigen fuhr Ruth nach Litauen und zog dort bettelnd über die Dörfer. Später lebte sie einige Zeit in einem Keller in Insterburg und wartete dort auf einen Transport, mit dem sie im Spätsommer 1948 nach Deutschland kam.*

Königsberg wurde im Januar 1945 zur Festung erklärt und wir blieben drin. Meine Mutter flüchtete nicht mit uns Kindern. Als die vielen Flüchtlinge durchkamen, sagte sie: „Wir haben hier unser Zuhause. Wir bleiben hier. Warum sollen wir denn weg?“ Am 8. April kam der Russe rein. Da mussten wir – alle Frauen und Kinder – erst einmal heraus. Erst wurden an jeder Ecke registriert und nachher jagten uns Soldaten aus der Stadt. Später durften wir zurück und wurden noch einmal von neuem aus Königsberg verjagt. Endlich ließen uns die Soldaten wieder laufen. Jedenfalls waren wir die ganzen ersten Tage erst einmal ständig unterwegs. Schließlich durften wir wieder in unsere Straße zurückkehren. Die Häuser waren kaputt. Die Polen, die dort gewesen waren, hatten die Häuser angesteckt. Die Obergeschosse der Häuser waren gänzlich zusammengerutscht. Wir blieben in den Kellern, in den Ruinen. Einige wohnten auch in einer Baracke. 1946 wurden wir auch auf eine Kolchose getrieben. Ich hatte noch zwei kleinere Geschwister und meine Mutter konnte keine Feldarbeit verrichten, denn sie war krank. So ging sie mit meinen Geschwistern wieder nach Hause, nach Königsberg, zurück. Ich blieb noch dort und arbeitete in der Kolchose ein halbes Jahr lang mit einem Gespann. Jedenfalls bekamen wir dort ein bisschen Essen. Ich sehe immer noch die blauen ganz harten Erbsen vor mir. Obendrauf war ein bisschen blaues Wasser und das Ganze stellte unsere Suppe dar. Daraus bestand damals unser Mittagbrot. Aber es war auf alle Fälle eine warme Suppe. Ich sah damals sehr verhungert aus, als ob ich erst zwölf Jahre alt war, obwohl ich schon 14 Jahre zählte. Später wurde ich auch entlassen und ging zurück nach Königsberg. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, ob wir heizten und mit welchem Material. Ich weiß auch nicht mehr, womit wir damals Feuer angemacht haben. Jedenfalls wohnten wir nur im Keller. Ich ging mit meinem kleinen Bruder, der vier Jahre jünger als ich war, immer auf Suche nach etwas Essbarem. In unserer Nähe in Schönfließ befand sich eine Kaserne.

Dort wurden ziemlich viel Reste weggeworfen. Manchmal konnten wir Kartoffelschalen unter dem Schnee hervorkratzen. Die brachten wir

nach Hause und vor allem Fischköpfe, salzige Dorschköpfe, die ganz groß waren. Aber Wasser konnten wir nur aus dem Bombenrichter und aus dem Feuerlöschteich schöpfen. So bekamen wir alle erdenklichen Krankheiten, unter anderem auch die Ruhr. Die erste Zeit mussten wir noch mit Mutter mitgehen, Ruinen einreißen. Da wurden Stricke über die großen Mauern geworfen und dann mussten alle auf Kommando „Hau-ruck“ mitziehen. Das war die Arbeit der Frauen. Männer gab es, glaube ich, gar keine. Wir gingen jedenfalls immer zur Kaserne, um etwas Essbares aufzutreiben.

Ich kann mich noch genau an das Datum 16. Dezember 1946 erinnern. Meine Mutter hatte am 17. Dezember Geburtstag und am 16. Dezember gingen wir auch auf die Kaserne. Da hielt so ein kleiner Panjewagen auf der Straße, auf der anderen Seite. Die Soldaten holten für andere Verpflegung ab. Dabei brachten sie immer etwas heraus und luden es auf. Sie gingen wieder hinein und ich stand Schmiere, während mein Bruder einen braunen Eimer vom Panjewagen holte. Sofort schlugen wir uns in die Büsche, wo wir den Eimer umdrehen wollten, um dessen Inhalt herauszuholen. Aber innendrin war alles festgefroren. Herz, Lunge und Leber befanden sich in dem Eimer. Plötzlich kamen ein paar Russen vorbei, die fragten „Shto takoj?“²⁹ Wir antworteten so rasch wir konnten: „Nichts, nichts.“ Dann nahmen wir den Eimer, hielten ihn vor den Bauch und rannten über die Wiesen so rasch wir konnten nach Hause. Unterwegs drehten wir uns immer noch um, ob wir auch nicht verfolgt werden. Hätte man uns erwischt, hätten sie uns wohl totgeschlagen, denn wir hatten ja geklaut. Jedenfalls kamen wir nach Hause und der Inhalt des Eimers war das Geschenk für unsere Mama zum Geburtstag.

Unter anderem wohnten wir auch einmal an einem Kanal, dicht am Pregel, es war der Georgskanal. Dort waren wir in einer großen Baracke untergebracht, wo auch viele Ratten hausten. Mehrere Familien wohnten hier gemeinsam und immer fehlte irgendetwas. So fing man an, sich gegenseitig zu beschuldigen, dass gestohlen worden sei. Stattdessen hatten die Ratten die vermissten Dinge weggefressen.

Meine Mutter schlief in einem Bett mit meiner kleinen Schwester und ich teilte mir das andere Bett mit meinem Bruder. Eines Nachts fing mein kleiner Bruder an zu schreien: „Mama, Mama, eine Ratte hat mich in den Zeh gebissen.“ Meine Mutter antwortete: „Komm zu mir ins Bett.“ Nun lagen beide Kinder bei ihr. Freudestrahlend sagte ich: „Jetzt habe ich wenigstens mal ein Bett für mich alleine.“ Doch es dauerte nicht lange, da kam

29 Was ist das? Was ist da los?

diese Ratte und biss mich in die Oberlippe. Die Lippe war morgens ganz grün und blau angeschwollen. Meine Freude darüber, ein Bett alleine zu haben, war auch dahin. Ärzte gab es keine, es musste alles so gehen.

In dieser Baracke lebte neben vielen anderen auch eine Nachbarin, die Frau Redut. Mit ihr gemeinsam fingen wir ein vorüberlaufendes Pferd ein. In einem Schuppen war ein großer Bagger – ich sehe vor mir noch das schwarze Gerüst stehen. Dort wurde das Pferd angebunden. Die Frau Redut stand oben mit der Axt und hat gekeilt und gekeilt.³⁰ Das Pferd haben wir totgeschlagen. Wir Kinder standen alle drumherum. Anschließend wurde das Tier schnell enthäutet, die Haut in einen Sack gesteckt und rasch in den Pregel geworfen. Das gesamte Fleisch wurde zerteilt, es mußte schnell gehen, keiner durfte davon wissen, niemand sollte etwas gesehen haben. Es war sogar in der Sommerzeit, als das geschah. Das Fleisch wurde vergraben. Am nächsten Tag kam ein Russe und suchte sein „loschek“.³¹ Nein, wir hatten nichts gesehen, überhaupt nichts. Das Fleisch gruben wir später wieder aus und aßen es auf.

Diese Dinge geschahen alle 1946. Da ging es uns ja noch einigermaßen. Wir lebten nur vom Klauen. Es existierten ja noch viele Bunker, in denen die Leute, die privaten, ihr Eigentum eingebunkert hatten. Darunter gab es viele Vorräte, die wir Kinder nun ausstöberten. Wir gingen auch zum Ährenschnneiden auf die Felder. Rundherum bewachten die Russen das Getreide. Währenddessen lagen wir in der Mitte, schnitten die Ähren ab und stopften sie in einen Sack. Wenn es sich ein bisschen beruhigt hatte, mussten wir versuchen, uns wieder aus dem Feld herauszuschleichen. In Königsberg selbst fanden wir nichts, wir mussten immer auf die Dörfer hinausgehen. 1946/47 war dann der strengste Winter, da hatten wir überhaupt nichts mehr. Unterm Schnee kratzten wir höchstens noch ein paar Kartoffelschalen hervor. Oft kamen wir nach Hause und sagten: „Mama, Mama, wenn wir das einmal zu Essen haben am Tag, müssen wir dann auch sterben?“ Meine Mutter antwortete nichts darauf. Außer mir waren ja noch mein Bruder und meine kleine Schwester. Meine kleine Schwester war damals neun, mein Bruder zwölf und ich schon sechzehn Jahre alt.

Am Pregel stand eine große Holzfabrik. Dazu gehörte ein Schuppen, wo sich der Leim befand, um Sperrholz zusammenzuleimen. Ich weiß nicht, woraus dieses Pulver hergestellt wurde. Jedenfalls kratzen wir diesen Leim zusammen und Mutter tat etwas Wasser dazu, dann konnten wir uns daraus Plinsen backen und essen. Es kann sich wirklich keiner vorstellen, auf welche Weise wir versucht

30 keilen: ostpreußisch für schlagen

31 loschek: russisch für Pferdchen

haben, irgendwie satt zu werden. Die Knochen der Pferde, die 1945 krepirt waren, lagen 1947 noch auf dem Kasernengelände. Wir schleppten die großen Knochen nach Hause. Ich weiß nicht wie Mutter es geschafft hat, sie auseinanderzukloppen. Jedenfalls war da Fett drin. Aber das Fett konnten wir gar nicht mehr vertragen, das konnten unsere Mägen gar nicht mehr aushalten.

Wenn wir zur Kaserne gingen, und dort kamen Soldaten mit Abfallleimern heraus, mit einigen Brotresten oder Kartoffelresten, stürzten wir uns sofort darauf und aßen das Gefundene sofort auf. Aber was brachten wir nun noch nach Hause? Es waren eigentlich nur Kartoffelschalen. Die teilte meine Mutter auf. Wenn meine kleine Schwester sagte: „Mama, ich hab Hunger“, dann gab sie ihr noch ein bisschen von ihrem Anteil ab. 1947 konnte meine Mutter nicht mehr. Sie wurde immer schwächer. Am 13. Mai 1947 ist sie dann gestorben. Nun waren wir drei alleine im Keller. Wir besaßen noch so einen alten Handwagen für meine Mutter und ein Bettlaken. Dann kam eine andere Frau, die wickelte sie dann in das Bettlaken. Anschließend fuhren wir sie zum Friedhof. Das besorgte ich mit meiner kleinen Schwester, denn mein Bruder konnte keine Toten sehen. Er war schon mitten in der Nacht hinausgelaufen, nachdem er gesagt hatte: „Ich gehe etwas suchen, ich gehe etwas suchen.“ Dann war er schon wieder weg. Auf dem Weg zum Friedhof, zum Lutherfriedhof, kamen wir an einem Basar vorbei. Dort kannte man uns auch und einige Frauen streichelten uns auf dem Weg. Sie sahen doch, wer auf dem Handwagen lag. Wir brachten meine Mutter in die Leichenhalle. Als wir dort die Tür öffneten, starteten uns die Leichen alle an, die Toten, die da im Chausseegraben gegessen hatten und die so eingeschlafen waren. Ach, wir bekamen auch solche Angst. Also rollten wir die tote Mutter schnell vom Wagen und zogen rasch wieder los.

Jetzt waren wir alleine. Es war eine Person weniger und wir brauchten für einen weniger um Essen zu sorgen. Wir empfanden gar keine Trauer. Wir besaßen ja überhaupt nichts mehr. Mein Bruder und ich hatten ja bis dahin täglich für vier Personen etwas Essbares suchen müssen. Soviel konnten wir überhaupt nicht finden. Am 27. Mai starb schon meine kleine Schwester. Sie verhungerte ebenfalls. Auch sie brachte ich auf dem Handwagen zum Friedhof. Für sie besaß ich noch einen Sack, in den ich sie wickeln konnte. Mein Bruder war furchtbar krank und hatte sehr viel Wasser. Seine Beine waren so dick, dass sie überall aufplatzten und das Wasser hinauslief. Außerdem hatte er auch ein Geschwür. Deswegen wollten wir zu einem Arzt. Wir hatten gehört, dass hinten in Schönfließ noch einer wohnen sollte. Dann saß mein Bruder auf dem Weg zum Friedhof hinten auf dem Handwagen. Unterwegs stuckerte es derart, dass sein Geschwür aufplatzte. So brauchten wir nicht mehr den

Arzt aufzusuchen. Auf dem Friedhof befanden sich große Bombentrichter, in die die Leichen alle hineingeworfen wurden. Mein Bruder sah das alles mit an. Am 8. Juni nachts fing mein Bruder immer wieder an zu fragen: „Ach, Ruth, Ruth, wo komme ich hin, in den Himmel oder in die Hölle?“ Ich antwortete: „Ach, du kommst dahin, wo Lilo ist.“ Er klagte: „Ach, mir tun meine Beine so weh.“ Ich stand auf und wollte mich auf die Suche nach etwas Essbarem begeben, denn wir litten furchtbaren Hunger. Am Tage hatte ich auf dem Misthaufen in der Kaserne Sauerkohl gefunden und mitgebracht. Nun stellte ich ihm eine Schüssel mit Sauerkohl an das Bett und lief weg. Als ich später wieder nach Hause kam, hing ihm der Sauerkohl aus dem Mund heraus und er war tot. Aber da hatte er wenigstens noch etwas gegessen. Nun ging ich überhaupt nicht mehr in den Keller. Ich blieb auf dem Hof. Dort machte ich auf Steinen ein Feuer und kochte alle Wäsche, die ich noch besaß. Wir hatten doch so furchtbar viel Läuse und Krätze. Ach, was sag ich, die Läuse hatten uns. Wir hatten Kopfläuse und Kleiderläuse und Krätze dazu. Wir wuschen uns auch nicht mehr und zogen unsere Lumpen auch nicht mehr aus.

Meinen Bruder ließ ich im Keller liegen. 1947 gab es schon Leute, die die Toten sammeln mussten. Sie holten ihn dann heraus und brachten ihn sicherlich auch zum Friedhof. Die Gruben auf dem Friedhof, in die die Leichen kamen, wurden alle mit Benzin übergossen und angezündet, damit keine Pest entstand.

Nun war ich ganz alleine. Was sollte ich machen – ich fuhr nach Litauen. Ich hatte ja keinen mehr. Jeden Abend um 12.00 Uhr fuhr der Zug in diese Richtung. Also, schwang ich mich aufs Trittbrett und fuhr mit. An jedem Bahnhof mussten wir unbedingt abspringen, weil die Miliz kam. Wir mussten uns dort verstecken und wenn der Zug das dritte Mal pff, sprangen wir wieder auf.

In Litauen ging ich von einem Dorf zum anderen. Ich bekam aber auch Heimweh. Ich war in Sestokai, im Süden von Litauen und im Norden, in Kupiskes, in Käpiskes. Dann kam ich wieder einmal nach Hause, nach Königsberg. Aber da war ja keiner mehr, auf mich wartete niemand. Später nahm mich eine Frau auf. Wenn ich aus Litauen zurückkehrte, konnte ich meinen Rucksack auspacken. Sie wusch für mich. Ich kam an einem Tag zurück, lud ab, was ich mitgebracht hatte und dann ging es wieder fort. In Litauen waren die Leute auch sehr nett. Manchmal ging ich morgens von einem Haus los und da die Entfernungen so groß waren, musste ich noch durch einen Wald, bis ich beim nächsten Haus anlangte. Das war für mich ein meilenweiter Weg. Bei der Ankunft am nächsten Gehöft war schon wieder Schlafenszeit.

Im Sommer durfte man manchmal in der Scheune schlafen. Eine Familie

sagte auch, dass ich bleiben könne und ließ mich im Winter auf den großen Ofen. Da konnte ich hinten schlafen. Als es dort warm wurde, gerieten sämtliche Läuse in Bewegung, da fing es furchtbar an zu jucken. Der ganze Rücken war ja eine Borke mit Schorf. Ich musste erst den Schorf ankratzen, damit die Läuse darunter Luft bekamen. Mit einem Wort – wir bettelnden Kinder waren alle ganz verkommen.

Dann ging es wieder weiter. Ich bekam etwas Borschtsch, ein paar Kartoffeln, ein Stückchen Brot.³² Zur Weihnachtszeit, da wurde auch geschlachtet. Ich erinnere mich noch, dass da im Winter ein Schwein hing. Für mich wurde ein Stück Speck herausgeschnitten und ich aß es voller Gier. Das war ja schlimm. Aber dann hatte ich wieder etwas im Bauch und ich war froh, dass ich das auch vertrug.

Jedenfalls ging es dann wieder einmal nach Königsberg, dort befand sich eine große Brotfabrik. Ein Russe hatte Pferde dort und er bekam Tonnen mit Sauerteig oder mit altem Brot geliefert, das ausschließlich für die Pferde bestimmt war. Wenn die Luft rein war, gab er uns über den Zaun ein Eimerchen voll. Auch dieses Futter aßen wir. Ich wurde auch schon so schwach, dass ich nur noch ein paar Schritte geradeaus gehen konnte. Nach rechts und links konnte ich nicht mehr gehen, dann fiel ich schon um. Später blieb ich aber lange in Litauen, bis zum Frühjahr 1948.

Das letzte Mal, als ich nach Litauen fuhr, da hatte ich mir so eine Tarnjacke aus Zeltplane genäht. Wir hingen am Waggon, wo es durch den Fahrtwind so kalt war, dass wir anfroren. Wir fuhren mindestens acht Stunden von Königsberg nach Kaunas. Viele konnten sich nicht mehr halten, ließen los, fielen herunter und dann krächte kein Hahn mehr nach ihnen. Aber ich muss einen Schutzengel gehabt haben, der mich gut festgehalten hat. In Litauen angekommen, waren ich und meine Tarnjacke von der Feuchtigkeit unterwegs und dem Fahrtwind ganz steif gefroren.

Was wäre aus uns allen geworden, wenn es nicht Litauen gegeben hätte und die Menschen dort? Wir wären alle verhungert. Es hätte auch kein Mensch mehr nach uns gefragt.

Dann hatte ich wieder Heimweh. Ich fuhr von Kaunas über Gumbinnen und Insterburg nach Königsberg. Dort kam der Zug um 6.00 Uhr abends an. Ich lief durch die Straßen mit meinem Rucksack auf dem Rücken, es war keine deutsche Seele mehr da. Ich hatte doch nicht davon gehört, daß die schon alle weg waren.

Kein Mensch war mehr da, kein Deutscher. Ich lief heulend durch die Straßen, durch alle Straßen, von denen ich wusste, dass dort noch jemand gewohnt hatte, ich suchte im Schrebergarten und überall, ich fand keine

Menschenseele. Aber ich wusste, daß von dem Zug, mit dem ich gekommen war, in Insterburg Deutsche abgestiegen waren. Und ich war ja weitergefahren. Da ich wusste, dass abends um 12.00 Uhr der Zug von Königsberg nach Insterburg ging, schwang ich mich wieder auf den Zug und stieg in Insterburg ab. Von Frühjahr bis Herbst rührte ich mich von dort nicht mehr weg. Nun wollte ich nicht mehr nach Litauen.

Ich fand in Insterburg Deutsche. Anschluss fand man immer. Da lebte ich gemeinsam in einem Keller mit einer gewissen Frau Jopien, die auch zwei Kinder hatte. Die ältere hieß Brigitte und die jüngere Lene. Sie waren so etwa acht bis zehn Jahre alt. Jedenfalls wohnten wir in einem Keller. Eines Tages kam eine Russin und fragte, ob ich nicht auf ihre kleine Tanja aufpassen könnte. Ich hütete dann das kleine Mädchen und mittags durfte ich in dem Krankenhaus, in dem die Russin arbeitete, essen gehen. Dadurch kam ich wieder ein bisschen auf die Beine.

Später verbreitete sich die Nachricht: „Die Deutschen kommen raus...“ Ja, aber dafür mußte man einen Ausweis haben und dieses Dokument kostete dreißig Rubel. Ich war nun schon siebzehn Jahre alt. Doch ich besaß überhaupt keine dreißig Rubel. So fragte ich diese Frau Jopien, ob sie mich nicht als Tochter auf ihren Ausweis mitnehmen könnte. Dann sagte sie: „Ja“. Ich bin der Frau heute noch dankbar, ich konnte mich noch nie dafür bedanken. Jedenfalls nahm sie mich als Zwölfjährige auf ihren Ausweis. Es wurde ein großer Transport zusammengestellt, der über 2.000 Personen zählte. Viele Russen hatten ihre Geliebten eingeschleust. Dabei durften Einzelpersonen noch gar nicht weg, erst sollten Frauen mit Kindern fahren. Zum Schluss war der Transport voll. Alle unsere Habseligkeiten hatten wir bereits an die verschenkt, die noch bleiben mussten. Und nun wurden wir nicht aufgerufen. Da begannen wir Kinder zu heulen und zu schreien, bis man uns endlich auch noch auf den LKW lud. Wir kamen in Königsberg an und kampierten dort mit vielen anderen auf einer großen Wiese. Ich weiß nicht, wie lange wir noch in Königsberg blieben. Wo wir hin sollten, wusste ja keiner. Wir hatten ja gar keine Ahnung. Man hätte uns ja ebensogut nach Sibirien bringen können. Auf einmal stellten die Russen Züge bereit und wir mussten dort einsteigen. Wir hatten auch schon richtige Waggons. Ich weiß nicht, wie lange wir unterwegs waren. Vielleicht vierzehn Tage von Königsberg bis hin zur Oder? Auf jedem Abstellgleis wurde unser Zug abgestellt. Die Waggons wurden verschlossen. Auf jedem Bahnhof gab es Aufrufe und Registrierungen, denn es wurde kontrolliert, ob wir noch alle da sind. Eines Tages blieb der Zug an der Oder stehen.

Einige sagten, dass wir jetzt in Deutschland sind. An der Seite dort befanden sich sehr viele Schrebergärten. Ich weiß noch, dass die Wachmannschaften dort den Zug nicht zugeschlossen hatten. So sprangen wir



Vor dem Kinderdorf Pinnow 1949

aus dem Zug und gingen in diese Gärten. Dort bekam ich von Leuten einen großen Apfel geschenkt. Er war ganz reif, also muss es etwa im September gewesen sein. Von Datum und Zeit hatten wir überhaupt keine Ahnung mehr. Die Sonne ging auf und unter. Keiner besaß mehr Uhren. Wir gingen schlafen, wenn wir dachten, dass es Zeit dazu wäre.

Unser Zug endete in Küchensee bei Storkow. Dort mussten wir zuerst durch die Entlausung. Wir besaßen ja nichts mehr, nur noch das, was wir auf dem Leibe trugen. Das waren Dinge, die hatten wir uns aus Fetzen genäht. In Küchensee wurden wir neu eingekleidet. Zuerst bekamen wir ein Paar Schuhe. Wir hatten ja keine Schuhe, wir trugen nur zusammengebundene Lumpen an den Füßen. Ich hatte mir aus Bindfaden ein Paar Latschen geflochten und genäht. Nun bekam ich ein Paar Schuhe, das waren so Pumps mit Stoff obendrauf. Ja, was sollte ich damit? Hinter dem Zaun von dem Lager standen die Einheimischen, die kauften uns die neuen Dinge gleich ab. Ich weiß nicht mehr, was sie uns dafür gegeben haben. Jedenfalls waren die sehr hinter unseren neuen Sachen hinterher und wir verkauften sie ihnen.

Unser Transport war groß, dann wurden wir aufgeteilt, einige kamen nach Sachsen, einige in andere Gegenden. Ich wusste überhaupt nicht, wohin. Dann hieß es, daß sich die Waisenkinder melden sollten, sie wür-

den in ein Heim kommen. Ich ließ mich registrieren und wirklich – ich konnte nach Pinnow ins Kinderheim. So kam ich mit einem Transport nach Pinnow. Wir waren damals ja alle so verhungert ... Da hat keiner geglaubt, dass ich schon siebzehn Jahre alt war.

Zur Schule gegangen war ich auch bloß bis 1944, bis die großen Bombenangriffe in Königsberg waren, da ging ich gerade in die 7. Klasse. In Pinnow durfte ich noch ein halbes Jahr in die Schule gehen. Herr Mieth war mein Klassenleiter. Dort im Heim wurde ich auch aufgepäpelt. Die Heimleitung und die Erzieher mussten dann auch erst einmal überlegen, für welche Arbeiten sie uns unterbringen konnten. Einige kamen in die Küche, einige in die Schneiderstube. 1949 kamen wir nach Kyritz, dort arbeitete ich auch so allerhand. Dann fragte mich der Heimleiter, ob ich nicht Erzieherin werden wolle. 1950 ging ich nach Potsdam, lernte dort und legte nach einem halben Jahr die Erzieherprüfung ab. Ich lernte gemeinsam mit anderen, die viel besser waren, da sie gerade von der Schule kamen.

Und wir mussten diese Anforderungen in einem halben Jahr schaffen. Ich legte also meine Prüfung ab und kam wieder in das Kinderheim zurück. Dann arbeitete ich mit Kindern, das machte mir Spaß. Ich kannte ja ihre Sorgen, ich war doch eine von ihnen.

Gruppe mit der Erzieherin Ruth Tabel 1952



Es waren ja alles Flüchtlingskinder. 1953 verließ ich das Kinderheim. Ich hatte meinen Mann kennengelernt und zog fort. Aber ich blieb im Umkreis von Kyritz.

In meiner Gruppe im Kinderheim war ich eine der Ältesten. Wir sprachen dort nicht über unsere Erlebnisse aus Litauen. Alle schwiegen und jeder hatte ein anderes Schicksal. Jeder hatte etwas anderes erlebt. Dreieinhalb Jahre musste ich in Kellern und Ruinen hausen. Es kann sich gar keiner vorstellen, dass man dreieinhalb Jahre ohne regelmäßiges Essen und Trinken, ohne richtige Behausung so vegetieren kann. Man kann sich das nicht vorstellen, dass man so leben kann, wir waren doch Freiwillig. Wer es nicht hautnah erlebt hat, kann überhaupt keine Vorstellung davon haben. Es konnte doch auch gar keiner glauben, was uns so alles passiert war. Diese Zeit kann man nicht vergessen.

Heinrich Kenzler,

*(*1934 Kalaushöfen) lebte bis Januar 1945 in Kalaushöfen. Nach dem Tod der Mutter musste er gemeinsam mit sechs weiteren Geschwistern versuchen, irgendwie zu überleben. Nach einem Jahr ständigen Kampfes gegen den Hunger kam die Kinderschar in ein sowjetisches Kinderheim und von dort aus Ende 1948 nach Deutschland.*

Wenn ich heute in der Lage bin, einen Erlebnisbericht über Krieg und Vertreibung zu schreiben, dann nur deshalb, weil ich das große Glück und die Kraft hatte, die Schrecken, die Gräueltaten, die Flucht und Vertreibung zu überleben. Mein Vater, Hermann Kenzler, meine jüngste Schwester Erika und meine Mutter Maria Kenzler, geborene Balzer, hatten nicht dieses Glück. Sie haben für die Verbrechen im 2. Weltkrieg, um mit Worten von Antje Vollmer zu sprechen, mit ihrem Leben bezahlt. Wir Überlebenden haben mit unserer Kindheit, mit unserer Jugendzeit, mit unserer Gesundheit, mit dem jahrelangen Schulausfall und mit einem Teil unserer Rente, da Kinderarbeit nicht anerkannt wird, bezahlt. Ich bin trotzdem nicht in der Lage, die Qualen, die Ängste, die Hoffnungen und den Kampf um das Überleben derer zu beschreiben, die diese Kraft und das Glück nicht hatten.

Ich, Heinrich Kenzler, bin am 11.10.1934 in Kalaushöfen/Ostpreußen geboren. Als 3. Kind von 9 Geschwistern, war ich der älteste Junge und hatte nach der Einziehung meines Vaters in den Volkssturm, Anfang 1944, bereits einige Aufgaben auf unserem Bauernhof zu erfüllen. Seit dieser Zeit hatte der 2. Weltkrieg für mich, einen 9jährigen Jungen, konkrete Formen angenommen. Unsere Schule in Pobethen wurde Anfang 1944 mit deutschem Militär, Fliegerabwehr-Einheit, belegt und da sie in der Flugschneise der englischen Bomberstaffel lag, bereits bei den ersten Luftangriffen auf Königsberg in Brand geschossen. Die 3. Klasse nicht beendend, war für uns der Schulunterricht erst einmal unterbrochen. Im Januar 1945 begann für uns, wie für viele andere Familien, die Flucht. Mit Pferd und Wagen kamen wir bis nach Altkuhren. Hier erlebten wir den Frontwechsel. Meine Mutter fragte daraufhin einen sowjetischen Kommissar, ob wir jetzt nach Hause fahren können und erhielt die Antwort: „Wenn, dann gleich, bevor der Nachschub kommt, denn dann sind alle Straßen verstopft.“ Gesagt, getan und wir setzten uns in Richtung Kalaushöfen in Marsch.

Bis zum Bahnübergang Lixaiden verlief unsere Fahrt relativ problemlos. Hier jedoch begegneten wir zwei sowjetischen Soldaten, die unsere Pferde haben wollten. Da wir alle zu heulen und zu schreien begannen,



*Die Kenzler Geschwister 1942, v.l.n.r.
Ferdinand, Heinrich, Gerhard, Marlies, Cousine Siegrid Kenzler, Erika, Rudi*

begnügten sie sich mit einem und mit dem anderen Pferd konnten wir dann bis Kalaushöfen weiterfahren. Unser Wohnhaus war durch Kriegseinwirkung völlig zerstört, der Stall und die Scheune waren bis auf die Grundmauern abgebrannt, nur das Wirtschaftsgebäude war noch intakt. Meine Mutter entschloss sich mit anderen Familien auf einem Nachbarhof unterzukommen, um wenigstens ein Dach über dem Kopf zu haben. Hier erlebten wir als Kinder die ersten Plünderungen, Vergewaltigungen und Rivalitäten unter sowjetischen Soldaten, die nicht selten mit gegenseitigem Schießen und Erschießen endeten. Um diesen Gewalttaten auf dem einsam gelegenen Bauernhof zu entgehen, zogen wir nach Pobethen, in das Molkereigebäude, um. Ohne jegliche Unterstützung hatte meine Mutter hier für 8 Kinder zu sorgen. (Eine kleinere Schwester Hannelore, war bereits vor den Kriegshandlungen gestorben.)

Meinen jüngsten Bruder Ulrich, im April 1944 geboren und meine jüngste Schwester Erika ernährte sie mit ihrer Muttermilch. Für uns andere Geschwister hieß es: „Helfe sich wer kann.“ So begann im Spät-

sommer 1945 meine Arbeit als Stalljunge im Pferdestall in Pobethen, in den ehemaligen Ställen von Gänserowski.

Meine jüngste Schwester Erika hat die Strapazen des herannahenden Winters nicht überstanden und wir mussten sie auf dem Friedhof in Pobethen beerdigen. Im Januar 1946 wurden wir auf Beschluss der sowjetischen Militärverwaltung auf LKWs verladen und nach Aßlacken, Kreis Wehlau, gebracht, um in der Kolchose in Guttschallen zu arbeiten. Meine Mutter war zur Feldarbeit eingesetzt, wo sie sich eine Verletzung zuzog, die zur Blutvergiftung und zu ihrem Tode führte.

Ich selbst habe anfangs als Stalljunge im Stall von Guttschallen gearbeitet und wurde dann als Gespannführer von 2 Ponystuten eingesetzt. Mein Arbeitstag begann in der Regel mit Sonnenaufgang und endete mit Sonnenuntergang. Vom Tode meiner Mutter erfuhr ich, als ich von der Arbeit kam. Sie war bereits auf dem Friedhof in Guttschallen beerdigt. Wir sieben Geschwister waren jetzt auf uns alleine angewiesen. Frau Gromball, eine Nachbarin aus Kalaushöfen, wollte sich um uns kümmern. Sie selbst war sehr krank und so mussten wir Kinder sie letztendlich pflegen, bis sie in das Krankenhaus nach Wehlau kam. Hier endete jeglicher Kontakt zu ihr.

Im Sommer 1946 erfolgte die Besiedlung des Königsberger Gebietes mit sowjetischen Familien. Für mich und meine 6 Geschwistern bedeutete dies, die bewohnten Räume im Gutshaus der Familie Heinrich in Aßlacken zu verlassen und in ein Haus mit Strohdach auf der anderen Straßenseite umzuziehen. Hier kampierten wir ohne Hilfe, ohne Unterstützung, ohne medizinische Betreuung und ohne kontinuierliche Versorgung bis zum Frühjahr 1948.

Überlebt haben wir durch den Verzehr von Brennessel, Melde, Wildfrüchten, Silagekartoffeln, das Nachgraben von Kartoffeln und Ausräumen von Kartoffelkellern, in denen die Kartoffeln schon monatelang im Wasser lagen. Wenn wir Glück hatten, konnten wir beim Aufreißen der Kartoffelschalen noch Reste von der Kartoffelstärke finden, die dann zum Andicken der Brennesselsuppe verwendet wurde. Erbettelte oder auf Abfallhaufen aufgesammelte Kartoffelschalen waren Bestandteil unseres Speisezettels. Ähren sammeln, vom letzten Drusch liegengebliebene Spreuhaufen durchsieben, um an ein paar Körner zu kommen und diese zu mahlen, gehörten zum Alltag meiner Geschwister. Zu den Köstlichkeiten zählten Vogeleier, selbst Storcheneier, Frösche und Vögel aller Art. An größere Tiere war sowieso nicht zu denken. Durch meine Arbeit im Stall und mit den Pferden konnte ich mich selbst versorgen und gelegentlich eine Hosentasche voll Hafer, Kleie und Kartoffeln mit nach Hause bringen. Ein Gehalt habe ich nie bekommen. Entschädigt wurde ich gelegentlich durch ein Stück Brot oder einen Scheffel Mehl.

Da ich nichts anderes kannte, habe ich dieses Leben als Normalität angesehen. Meine Ponys waren natürlich nicht täglich im Einsatz und fielen auch durch Trächtigkeit für längere Zeit aus.

So kam es, dass ich von einem Jungen angesprochen wurde, mit ihm nach Litauen zu fahren. Es hatte sich herumgesprochen, dass man von den litauischen Bauern reichlich Lebensmittel erhalten würde. Ausgerüstet mit ein paar Habseligkeiten für den eigenen Bedarf und ein paar Sachen zum eventuellen Tausch, wie z.B. das Taufkleid meiner jüngsten Schwester, begaben wir uns zu einem nahegelegenen Bahnhof und warteten stundenlang auf einen Güterzug, der nach Litauen fahren sollte. Ich schlief ein und der Junge weckte mich, als der Zug kam. Wir schlichen uns an den Zug heran und setzten uns, da die Waggonen verschlossen waren, jeder auf einen Puffer, d.h. wir ritten auf den Puffern und hielten uns an den runden Scheiben der Puffer fest und das ohne Handschuhe oder jeglichen anderen Schutz. Irgendwann setzte sich der Zug in Bewegung und wir fuhren in voller Erwartung und Aufregung los. Solange die Waggonen gezogen wurden, entstand zwischen den Puffern ein Spalt, beim Bremsen bewegten sich die Puffer aufeinander zu und wir mussten schleunigst unsere Finger in Sicherheit bringen, damit sie durch die Puffer nicht zerquetscht werden. Wir überquerten die Memel und kamen wohlbehalten in Tauroggen an. Der Junge zog seiner Wege, die er sicherlich schon kannte und mir bot er an, einen anderen Weg zu gehen, wo es auch spendable Bauernhöfe gäbe. So trennten wir uns. Fern von Bekannten, der Sprache nicht mächtig, die kyrillische Schrift konnte ich nicht lesen – so war ich unterwegs. Ich hatte keine Vorstellung, wo Tauroggen liegt und wie weit ich mich von meinen Geschwistern entfernt hatte. Bis zur 3. Klasse hatte ich noch keinen Erdkundeunterricht und so kannte ich weder Karte noch Geographie. Beherzt setzte ich meine Beine in Bewegung und habe einen in Sicht kommenden Bauernhof mit klopfenden Herzen aufgesucht. Der Hofhund war an der Kette, also keine Gefahr, dann erblickte mich die Bäuerin und sie empfing mich sehr freundlich. Auch wenn wir kein Wort von einander verstanden, sie wusste was mein Begehren war und sie bewirtete mich reichlich und gab mir Wegzehrung mit. Der Anfang war gemacht und so verging ein Tag nach dem anderen. Ich suchte mir einen Schlafplatz, wo ich gerade war. Mit Erlaubnis der Bauern schlief ich in der Scheune und wenn ich die Erlaubnis nicht hatte, suchte ich mir einen Heuschaber auf irgend einer Wiese oder in den noch auf den Feldern stehenden Hocken. Eine Nacht verbrachte ich in einem sehr verfallenen Schuppen. Ein deutscher Junge hatte sich dort bereits ein Nachtlager eingerichtet. Es war kalt und es regnete, der Junge bot mir einen Teil seiner Decke mit der Bemerkung an: „Ich habe aber Läuse!“. Nun ja, am nächsten Tag hatte

ich sie auch, dafür habe ich aber sehr gut geschlafen. Der Junge weihte mich in einige Besonderheiten des Bettelns ein und nannte mir die wichtigsten litauischen Begriffe, die ich für mein Vorhaben brauchte. Langsam füllte sich mein Rucksack mit Brotscheiben und ein wenig Speck. Eine Bäuerin gab mir sogar einen Beutel mit Mehl, in dem ich ein paar Eier verstaute.

Eines Tages erweckte ich die Aufmerksamkeit eines herumstreunenden Hundes, der mich solange attackierte, bis der Beutel mit dem Mehl und den darin befindlichen Eiern seine Beute wurde. Das Leben ging weiter und es reifte der Entschluss den Heimweg anzutreten. Ich weiß nicht wie, aber ich bin tatsächlich wieder in Taugoggen angekommen. Je näher ich der Stadt kam, desto größer wurde die Wahrscheinlichkeit deutsche Kinder zu treffen. So stieß ich auf eine Gruppe von vier deutschen Jungen, die im Begriff waren, ihre Betteltour zu beenden. Ich schloss mich ihnen an und so gingen wir ein Stück des Weges, bis einer der Jungen sagte: „Dort der Bauer ist großzügig, der gibt immer was, wir waren schon bei ihm, aber wenn du mit vollem Rucksack dorthin gehst, gibt er dir nicht viel“. Die Jungen boten mir an, solange auf meinen Rucksack aufzupassen bis ich wieder zurückkäme. Gesagt, getan. Der Bauer und seine Frau waren wirklich sehr nett. Sie bewirteten mich reichlich und gaben mir großzügig Wegzehrung mit. Freudig ging ich zu den Jungen, aber die waren inzwischen mit meinem Rucksack verschwunden. Ich stand vor einem Nichts, das was ich von dem Bauern in meinen Hosentaschen verstaute hatte, war nun mein ganzer Reichtum. Verzweifelt und heulend fand mich eine litauische Frau, sie sprach sehr gut deutsch und nahm mich in ihre Wohnung mit. Nachdem ich ihr mein Leid geschildert hatte, steckte sie mich in eine Badewanne, gab mir ein paar saubere und passende Bekleidungsstücke und bemutterte mich für einen Tag. Von ihr erhielt ich einen gut gefüllten Militärrucksack, von uns scherzhaft als „Dawei-Beutel“ bezeichnet, eine Wegbeschreibung nach Tilsit und wie ich weiter nach Wehlau komme. Nachdem sie mich ein Stück des Wegs begleitet hatte, verabschiedeten wir uns und ich war und bin dieser Frau auch heute noch dankbar, obwohl ich nicht einmal ihren Namen kenne. Auf dem Weg nach Tilsit habe ich die Möglichkeit genutzt, meine Vorräte aufzufüllen.

Ich befand mich gerade auf einem Bauernhof, als wir in der Nähe eine Schießerei beobachten konnten. Ein relativ junger Bauer, der einigermaßen gut deutsch sprach, erzählte mir, dass sich litauische Partisanen und sowjetisches Militär Feuergefechte liefern und dass es zwischen den Litauern und den Russen keine sehr guten freundschaftlichen Beziehungen gibt. Ich, ein inzwischen zwölfjähriger Junge, und keine drei Jahre Schulausbildung, wurde hier mit Geschichte konfrontiert, die weit

über meinen Horizont ging, die mich aber in meinem späteren Leben begleitet hat. Er sprach zu mir wie zu seinesgleichen.

In Tilsit angekommen, machte ich auf der „Luisenbrücke“ die Bekanntschaft mit einem sowjetischen Militärposten, der den Verkehr auf der Brücke überwachte. Nachdem wir uns eine Weile freundschaftlich unterhalten hatten, sagte er, er würde ein Auto organisieren, das mich bis nach Guttschallen mitnimmt. Nach dem Motto: „Bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt“ stoppte er ein Militärfahrzeug, das in Richtung Königsberg fuhr, befahl dem Fahrzeugverantwortlichen, mich mitzunehmen und in Guttschallen abzusetzen. So war ich bereits Stunden später bei meinen Geschwistern. Die Wiedersehensfreude war groß und die mitgebrachten Lebensmittel, auch wenn die Brotscheiben schon knochenhart und krumm waren, waren Geschenke, als würden Weihnachten, Neujahr, Ostern und Pfingsten auf einen Tag fallen. Die Produkte wurden sehr rationell eingesetzt, so dass wir eine gewisse Zeit davon zehren konnten. Ich habe dann wieder im Pferdestall gearbeitet und betreute eine Stute mit ihrem Fohlen, die noch nicht im Gespann eingesetzt werden konnte. Meine beiden Ponystuten wurden nach der Geburt ihrer Fohlen aus dem Bestand der Arbeitspferde herausgenommen. So führte ich mit diesem Pferd Restarbeiten auf den Feldern aus. Wenn das Fohlen trinken wollte, wurde eine Pause eingelegt. Das Fohlen säugte auf der einen Seite und auf der anderen Seite habe ich die Stute gemolken und hatte somit eine zusätzliche Mahlzeit, die mir sicherlich gut bekommen ist.

Dann kam der Winter 1947/48. Dies war für uns die schwerste Zeit, die wir durchstehen mussten. Für die ganzen Weihnachtsfeiertage hatten wir „Sieben“ drei Futterrüben zur Verfügung, die in dünne Scheiben geschnitten auf der Herdplatte geröstet wurden.

Im Frühjahr 1948 stand ein sowjetischer LKW vor unserer Wohnung, ich wurde vom Feld geholt, das Pferd im Stall abgestellt, rauf auf den LKW, meine Geschwister, bis auf meine älteste Schwester Hilde, die noch als Arbeitskraft auf der Kolchose bleiben musste, und ab ging die Fahrt in ein sowjetisches Waisenhaus in der Nähe von Insterburg/Gumbinnen. In diesem Heim, einem ehemaligen Gutshof, befanden sich bereits mehrere Kinder, denen es ähnlich wie uns ergangen war. Hier erfuhren wir, dass es auch noch ein anderes Leben gibt. Wir wurden regelmäßig gepflegt, hygienisch und medizinisch betreut, eingekleidet, und wir wurden auch kulturell unterhalten, indem uns alte deutsche und sowjetische Märchenfilme gezeigt wurden.

Da ich zu den älteren Kindern zählte, habe ich mich für den Einsatz in der Landwirtschaft entschieden, mit dem Privileg ein paar Gramm Brot und ein Stückchen mehr Butter zu erhalten. Unsere Erzieher waren

sowjetische Bürger, die mit viel Geduld und Einfühlungsvermögen sich unserer annahmen. Ich habe noch heute eine große Hochachtung vor diesen Menschen.

Anfang Herbst 1948 wurden wir in ein Sammellager nach Königsberg verlegt. Ich war mit meinen Brüdern in einem großen Raum, einem Saal, mit vielen anderen Jungen untergebracht. Die Versorgung war gut, nur kam es hier zu Übergriffen einiger sowjetischer Jungen, die ihre alten Bekleidungsstücke durch unsere neuen, die wir noch im Heim erhalten hatten, austauschten. Besonders mein jüngster Bruder Ulrich war davon betroffen. Ich versuchte dies zu verhindern, indem ich den Diensthabenden zu Hilfe holen wollte. Ich wurde aber von ihnen abgefangen und sollte nun aus einem Fenster im 3. Stock ins Freie befördert werden. Meine Gegenwehr und das Herannahen eines Erziehers haben die Ausführung dieser Tat verhindert. Im Unterbringungsraum haben sie mich weiter bedrängt und wurden dabei von einem Erzieher ertappt.

Der eine erhielt einen Schlag, der ihn ein Stück über das Parkett schlittern ließ. Die Jungen mussten mit dem Erzieher mitgehen. Nach einer Weile waren sie jedoch wieder da und ich befürchtete, dass sie sich nun rächen werden. Ich hatte mich aber getäuscht. Der eine Junge, wahrscheinlich der Rädelsführer, ging zu meinem Bruder, gab ihm seine Sachen wieder, umarmte und küsste ihn und schenkte ihm ein großes Stück Kuchen. Ich bekam auch etwas ab und so wurden wir Freunde. Ein Junge, dem ein Arm fehlte, ich glaube es war der linke Arm, ausgerüstet mit einer Zugkette von einer Toilettenspülung, die er bisher gerne gegen deutsche Kinder benutzte, erzählte mir, dass deutsches Militär seine Familie getötet hätte. Als er selbst vor den Soldaten in ein Kornfeld flüchtete, wurde er von einer Kugel im Arm getroffen. Nachbarn holten ihn später fast verblutet aus dem Kornfeld. Der Arm musste jedoch amputiert werden. Da er keine Verwandten mehr hatte, bat er mich, als sein Bruder mit nach Kiew zu gehen. Tage später erfuhr ich, dass diese Jungen in ihre Heimatdörfer zurückgebracht wurden, wir konnten uns nicht einmal verabschieden.

Für uns rückte die Zeit heran, wo sich auch unser Zug, ein Personenzug, vom Königsberger Hauptbahnhof in Richtung Deutschland in Bewegung setzte. Am 15. Oktober 1948 erreichten wir das Sammellager in Eggesin und durchlebten hier die Quarantäne. Meine Geschwister und ich gehörten zu den Kindern, die dann in das Heim nach Pinnow bei Angermünde verlegt wurden. In diesem Heim waren vorwiegend Waisenkinder aus Ostpreußen untergebracht. Hier erfolgte die Aufteilung der Kinder in altersgerechte Gruppen und am 2. Februar 1949 begann, nach fünfjähriger Unterbrechung, mein erster Schultag und zwar in der 4. Klasse. Die lange Schulunterbrechung kam deshalb zustande, weil es

nach dem Krieg in den Städten und auf dem Lande, keinen Schulunterricht für uns Deutsche gab. Unser Hauptanliegen bestand im Kampf ums Überleben, in der Beschaffung von Nahrung und in der Arbeit.

1949 zog das Heim von Pinnow nach Kyritz um, der Standort wurde mit dem der Polizeieinheit getauscht, die in Pinnow bessere Ausbildungsmöglichkeiten hatte. Hier in Kyritz, im Kinderdorf „Ernst Thälmann“ erreichte ich das Klassenziel der 4., 5. und 6. Klasse und wurde auf Grund meiner Leistungen zur Absolvierung der 7. Klasse nach Wiesenburg delegiert. Nach Überspringen der 8. Klasse kam ich zur Erweiterten Oberschule nach Waldsiefersdorf bei Buckow, wo ich im Mai 1952 das Klassenziel der 10. Klasse erreichte. Unseren Erziehern und Betreuern gilt auch heute noch die größte Hochachtung, dass sie uns mit sehr viel Fingerspitzengefühl und Einfühlungsvermögen auf einen Weg geführt und wenn es notwendig war, auch bugsiert haben, den wir damals nie alleine hätten finden können. Auch unsere Lehrer haben sich sehr um uns überalterte Schüler bemüht. Durch Erteilen von Zusatzaufgaben und Konsultationen wurden wir kontinuierlich an das Niveau der Normalschüler herangeführt. Unsere Hausaufgabenzeit betrug dadurch das mehrfache der anderen Schüler. Heute kann ich sagen, dass wir damals sehr bewusst und intensiv gelernt haben.

Vergleiche ich das Schulwissen meiner Kinder und Enkelkinder mit dem meinigen, so schneiden sie nicht gut ab. Das macht mich ein bisschen stolz und ich bin der DDR, die sich sehr um uns bemüht hat, dank-



*Heinrich Kenzler
im Herbst 1948 in Pinnow.
Nach der Quarantäne wurden
zum ersten Mal Personalpapiere angelegt.*



*Familie Kenzler
im Kinderheim
Kyritz 1950
v.l.n.r Heimleiter
Leo Kunz,
Uli Kenzler (vorne),
Frau Kunz,
Irmgard Willnat,
Rudi Kenzler,
Frau Kunz jr.,
Heinrich Kenzler,
Ferdinand Kenzler,
Gerd Kenzler*

bar. Das gilt besonders dem damaligen Präsidenten Wilhelm Pieck und der Vorsitzenden der Volkssolidarität des Landes Brandenburg, Frau Gerda Sucker.

Am 11. Mai 1952 erreichte uns die Nachricht, dass der Student Philipp Müller bei einer Demonstration in Essen durch die dortige Polizei erschossen wurde. Dies hat mich so empört, dass ich, obwohl ich keine Waffe in die Hände nehmen wollte, bereits am 20. Mai 1952 Angehöriger der Kasernierten Volkspolizei wurde. Aus drei verpflichteten Jahren wurden letztendlich 36 Dienstjahre. Auch hier erfuhr ich die Unterstützung anderer Menschen. So wurde ich zur Offiziersschule delegiert, konnte den Facharbeiterbrief als Kfz-Schlosser erwerben und in einem fünfjährigen Fernstudium den Abschluß als Ingenieur für Kfz-Instandhaltung erreichen. Natürlich ist mir dies nicht alles in den Schoß gefallen. Es hieß, eine Menge Willenskraft und Entbehrungen auf sich zu nehmen, die auch die Familie tragen musste. Meine Frau Sieglinde lernte ich durch ihre Geschwister kennen, denn mit Waltraud und Ulrich war ich bereits im sowjetischen Waisenheim bekannt. Ihren Bruder Rudolf traf ich im Quarantänelager in Eggesin, er war mein Bettnachbar. Mit ihm hatte ich bis zum Abschluß der 10. Klasse einen gemeinsamen Lebensweg. Meine Frau kehrte 1956 aus Litauen nach Deutschland zurück. 1958 haben wir geheiratet. Aus unserer Ehe entstanden 4 Kinder und zur Zeit 8 Enkelkinder. Darüber berichtet sie selbst.

Ich möchte besonders betonen, dass das Kinderdorf in Kyritz noch lange, nachdem wir es verlassen hatten, unser Zuhause blieb. Ich habe viele Jahre meinen Urlaub im Kinderheim verbracht, war mal Rat oder



*Gerda Sucker
erhält eine Auszeichnung*

Hilfe von Nöten, stand das Kinderheim uns zur Seite. Mit einigen „Ehemaligen“ und mit einigen Pädagogen stehen wir heute noch in Verbindung.

Meine älteste Schwester Hilde, von der wir 1948 getrennt waren, fanden wir 1951 in Spandau bei meiner Tante wieder. Sie hat sich unmittelbar nach unserer Trennung mit ihrer Freundin auf den Weg gemacht und ist nach vielen Hindernissen schließlich in Spandau angekommen. Letztendlich hat jeder von meinen Geschwistern seinen Weg gemacht. Aber einen Teil der damals entstandenen Wunden konnte auch die lange Nachkriegszeit nicht heilen und so trägt auch heute noch jeder meiner Geschwister sein spezielles Päckchen mit sich.

Zum Gedenken an meine Mutter habe ich ein Kreuz anfertigen lassen und dieses in Anwesenheit einiger meiner Geschwister an einen Baum auf dem Friedhof in Guttschallen angebracht. Nach 6 Jahren sind die Schrauben in den wachsenden Baum hineingezogen worden und das Kreuz ist heruntergefallen. Genia, eine Bäuerin und Lehrerin, bewohnt jetzt die Räume, in denen meine Mutter gestorben ist. Da ihre Eltern auch auf dem gleichen Friedhof beerdigt sind, hat sie eine ungenutzte Grabumrandung als Grab für meine Mutter gestaltet und das heruntergefallenen Kreuz daran befestigt. So hat auch meine Mutter, viele Jahre nach ihrem Tode, eine Grabstelle und erfährt so die gebührende Ehrung.

1991, als die geschichtliche Entwicklung uns die Möglichkeit bot, in das ehemalige ostpreußische Gebiet zu fahren, waren wir, meine Frau und ich, wieder in unserer Heimat. Seit 1996 fahren wir regelmäßig nach Hause und manchmal mehr als einmal im Jahr. Bei der ersten Fahrt war es ein eigenartiges und beklemmendes Gefühl. Heute ist es so, als mahnt einen die Pflicht, „Du warst schon lange nicht mehr zu Hause, du musst mal nach dem Rechten sehen“. Obwohl von dem Anwesen der Eltern meiner Frau und von unserem Bauernhof nichts mehr existiert.

In der Zwischenzeit haben wir dort viele Freunde gefunden, betreuen mehrere Kinderheime mit Spendensachen und geben tatkräftige Hilfe. Mit der dortigen „Organisation Samland“, vorwiegend russlanddeutschen Bürgern, besteht eine enge Zusammenarbeit, speziell zur Betreuung und Unterstützung russlanddeutscher Familien. Mit der Eröffnung des „Haus der Begegnung-Samland“ am 15.6.2003 soll eine Begegnungsstätte tätig werden, in der auch unsere Landsleute die Möglichkeit haben, ihre alte Heimat neu zu entdecken und nach Wegen zu suchen, wie die Geschichte Ostpreußens aufgearbeitet werden kann.



*Ferdinand Kenzler,
Hilde Krüger geb. Kenzler und
Heinrich Kenzler vor dem neu
erstellten Grabkreuz für die
Mutter auf dem Friedhof
Guttschallen (Zarucejnoje)*

Sieglinde Kenzler,

*geb. Liedke (*1935 Wehlau) lebte bis Januar 1945 in Wehlau und kam 1947 mit ihren Geschwistern nach Litauen, wo sich die Wege verloren. Nach vielen Schwierigkeiten gab es dann in der DDR ein Wiedersehen. Mitte der fünfziger Jahren gelang es nur wenigen deutschen Kindern und Jugendlichen, Briefkontakt mit dem Deutschen Roten Kreuz aufzunehmen und die erheblichen bürokratischen Hürden in der Litauischen Sowjetrepublik zu überwinden, um ausreisen zu können.*

Wir waren Wolfskinder! Wir, das sind meine Geschwister Rudolf, Irmgard, Waltraud, Ulrich und ich, lebten bis Ende Januar 1945 in Wehlau und hatten eine unbeschwerte Kindheit. Unsere Eltern besaßen ein Sägewerk und betrieben Landwirtschaft. Vieles war im Krieg nicht einfach, doch wir Kinder empfanden diese Zeit als weder schlimm noch dramatisch. Regelmäßig gingen wir in Wehlau zur Schule und zu Hause hatten wir genügend Beschäftigung.

Im Januar 1945 kam dann der Befehl, Wehlau zu verlassen und die Flucht begann. Mit Pferd und Wagen verließen wir unser Zuhause. Schon in Friedland holte uns die Sowjetische Armee ein. Unser Vater wurde, wie viele andere deutsche Männer auch, von der Familie getrennt und nach Russland verschleppt. Erst 1995 erhielten wir die Nachricht, dass er im Ural verstorben sei.

Von Friedland aus wurden wir mit vielen anderen geflüchteten Familien nach Brakupöhnen bei Gumbinnen in ein Arbeitslager getrieben. Dieses Lager befand sich unter russischer Verwaltung. Hier war das Leben unerträglich. Hunger, Krankheit und Tod rafften täglich viele Menschen dahin.

Wir lebten bis zum Frühjahr 1946 in diesem Lager, dann floh Mutter bei Nacht und Nebel mit uns Kindern, mit einem alten Handwagen, auf dem unsere übriggebliebenen Habseligkeiten verladen waren, aus dem Lager. Unser Ziel war Wehlau, unser Zuhause. Mehrere Tage waren wir unterwegs. Unser Ziel erreichten wir mit dem, was wir auf dem Körper trugen, da russische Soldaten uns unterwegs unsere letzten Habseligkeiten nahmen. Wir waren wieder zu Hause und hofften sehr, hier unseren Vater vorzufinden. Dem war aber nicht so. Unser Haus war zerstört, und so fanden wir für kurze Zeit eine Bleibe in Paterswalde. In der dortigen Gärtnerei wurde meine Mutter zur Arbeit eingesetzt. Heimlich brachte sie ein wenig Gemüse mit, gemischt mit Brennesseln ergab es immerhin eine schmackhafte Suppe, die uns am Leben erhielt. Schon bald mussten wir die Wohnung in Paterswalde wieder verlassen und wurden in



Familie Liedke 1939 v.l.n.r.Sieglinde, Martha, Irmgard,Peter, Rudolf

Wehlau in einer großen Baracke in der Nähe der Allee untergebracht. Arbeiten musste unsere Mutti in der Papierfabrik.

Eines Tages kamen Transporte mit russischen Familien, die sich in Wehlau ansiedelten. Sie übernahmen die Tätigkeiten der Deutschen. So entfiel der geringe Lohn, den unsere Mutter für ihre Arbeit erhielt und somit auch das Brot, das man sich dafür kaufen konnte. Das Leben für uns wurde immer schwerer.

Der Winter 1946 in Ostpreußen war hart. Kälte, Schnee, kein Heizmaterial, keine Nahrung! Es war grausam. Unsere Mutti wurde krank. Es gab keine ärztliche Betreuung. Ich weiß nicht wie, aber den schlimmen und harten Winter haben wir überstanden. Im Frühjahr 1947 fuhr unsere Mutti, die sich wieder etwas erholt hatte, mit anderen deutschen Frauen mit dem Güterzug von Wehlau nach Litauen, um für uns Nahrungsmittel zu holen. Meine Schwester Irmgard nahm sie mit. Es dauerte lange, bis sie wieder zu uns nach Wehlau zurückkehrten. Unsere Mutter ist in Litauen wiederum sehr krank geworden. Es war am 2. Juni 1947, als wir sie geschwächt und abgemagert mit einem Handwagen, den mein Bruder Rudolf besorgt hatte, vom Wehlauer Bahnhof abholten. Mein Bruder versuchte sofort einen russischen Militärarzt zu holen, der unserer Mutter helfen sollte. Es kam aber keiner, um zu helfen. Sie verstarb noch am selben Tag. Es war ein heißer Tag. Rudolf und ich erfüllten unserer Mutti ihren letzten Wunsch, wir begruben sie neben dem Grab unseres verstorbenen Bruders Peterchen. In einen Strohsack eingehüllt fand sie auf dem alten Friedhof in Wehlau ihre letzte Ruhe. Kleine Sträuße Butterblumen und Gänseblümchen schmückten ihr Grab, ein letztes Dankeschön ihrer Kinder.

Der Tod unserer Mutter hatte für meinen damals 13 Jahre alten Bruder und mich die Folge, dass wir die Verantwortung für unsere jüngeren Geschwister übernehmen und dafür sorgen mussten, dass sie und wir am Leben blieben. Das Kinderheim an der langen Brücke in Wehlau war überfüllt, für uns war kein Platz mehr. Was nun? Abgemagert waren wir alle, aber unser kleiner Bruder Uli bestand nur noch aus Haut und Knochen. Es wurde beschlossen: Rudolf fährt nach Litauen, um Lebensmittel zu erbetteln oder Arbeit bei einem Bauern zu suchen und uns dann nach-zuholen.

Rudi fuhr, kehrte aber schon bald zu uns zurück und brachte einen Löschkebeutel voll Brot, Speck und Kartoffeln mit. Die Freude war riesengroß. Ein Festmahl wurde bereitet, das uns aber gar nicht bekam. Aus der Freude wurde Frust und Weh. Wir bekamen alle Bauchschmerzen und Durchfall, kurierten uns mit Kräutern und fuhren mit dem Güterzug von Wehlau nach Litauen. Wie lange die Fahrt dauerte, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls kamen wir in Litauen an. Wir gingen zu dem Bauern, bei

dem Rudi gearbeitet hatte. Eine Nacht durften wir bleiben. Am nächsten Tag zogen wir weiter. Rudi blieb bei diesem Bauern, um dort zu arbeiten. Wir vier Geschwister versuchten nun, auch eine Bleibe zu finden. So begann für uns die Zeit der „Wolfskinder“.

Wir zogen über das litauische Land. Die größte Sorge war immer, werden uns die Bauern verstehen? Werden sie uns etwas zu essen geben? Das Essen war für uns damals das Allerwichtigste! Werden wir auch irgendwo eine Übernachtung bekommen? Täglich waren wir an einem anderen Ort. Nicht alle Litauer waren nett und freundlich zu uns Kindern. Oft wurden wir vom Hof gejagt, auch Hunde wurden auf uns gehetzt. Es hieß dann immer: „Prussukai isch Woketia“ (Bettler aus Deutschland).

Enttäuscht und traurig zogen wir dann weiter. Es gab aber auch Bauernfamilien, die uns freundlich aufnahmen und bewirteten. Wir durften uns dann richtig mit warmem Wasser und Kernseife waschen, bekamen eine warme Suppe und etwas Proviant für den Weg. Singend und wohl-gelaunt zogen wir dann weiter. Neigte sich die Sonne dem Untergang entgegen, hieß es Nachtquartier suchen. Auf den Höfen der Bauern und in ihren Scheunen waren wir ungebetene Gäste. Unser Nachtlager war in der Regel unter Büschen in Straßengraben, aber in der Nähe von Wegen, die wir gerade gingen. Die Nähe der Wege gab uns ein wenig das Gefühl der Sicherheit. Gewärmt haben wir uns, indem wir uns aneinander kuschelten. Wenn ich heute das Gedicht von den „Drei kleinen Spatzen“ lese, die sich in ihrem Nest dicht aneinander kuschelten, um sich zu wärmen, dann erinnere ich mich immer wieder an unsere Zeit in Litauen zurück.

Wenn es aber regnete und kühl wurde, versuchten wir auf den abgemähten Feldern im Heu oder in Getreidehocken eine Übernachtungsmöglichkeit zu finden. Wir durften uns aber von den Bauern nicht erwischen lassen. Ich glaube, dann hätte es großen Ärger gegeben. Wie oft wir, ob im Straßengraben oder am Waldesrand unter den Bäumen oder in den Hocken, von Tieren besucht und vielleicht auch abgeleckt wurden, weiß ich nicht!

Oft hörten wir das Heulen der Füchse und Wölfe. Dann rückten wir noch enger aneinander. Die Müdigkeit und die Gedanken an zu Hause ließen uns dann trotz der Angst einschlafen. Der Schimmer des leuchtenden Mondes und der Sterne gab uns das Gefühl, in der Nacht nicht ganz im Dunkeln zu sein. Mit den ersten Sonnenstrahlen des anbrechenden Tages meldeten sich der Hunger und das Bewusstsein, etwas für das leibliche Wohl tun zu müssen. Gewaschen und gebadet wurde in kleinen Teichen. Von Zeit zu Zeit wurden auch unsere Sachen, die wir am Körper trugen, auf diese Art gewaschen, auf der Wiese zum Trocknen ausgelegt

und danach wieder angezogen. In der Zwischenzeit sonnten wir uns oder hüpften, so nackt wie wir waren, auf der Wiese herum. Wenn es hieß, wir müssen weiter, und die Sachen noch nicht ganz trocken waren, dann mussten die feuchten Sachen am Körper trocknen.

So vergingen Tage und Wochen, bis wir uns wieder bei unserem Bruder Rudi einfanden, um über unsere Erlebnisse zu berichten. Bei der Verabschiedung sagte er zu mir: Der Herbst naht, und der Winter ist nicht mehr weit, versuche die Kinder unterzubringen! Wo sollte ich die Kleinen unterbringen? Welcher Bauer belastet seine Familie mit fremden Kindern im Alter von sechs, acht, elf und zwölf Jahren? Wir hatten keine Schuhe, keine warme Kleidung. Ich war der Verzweiflung nahe. Ich ärgerte mich damals sehr über meinen Bruder. Wenn wir nicht umkommen wollten, musste aber etwas geschehen. Die angesprochenen Bauern gaben uns zwar zu essen und ein wenig Proviant für den Weg, aber behalten wollte uns keiner. Wir gaben nicht auf. Die Tage vergingen, und ein Tag glich dem anderen. Es muss Sonntag, vielleicht sogar Erntefest gewesen sein. Wir saßen am Waldrand in der Nähe eines Weges und verzehrten unser Erbetteltes, als mehrere geschmückte Pferdewagen mit gut gekleideten Leuten an uns vorbeifuhren. Plötzlich hielt eine Pferdekutsche. Der Bauer sagte etwas, was wir aber nicht verstanden. Er zeigte auf meine jüngere Schwester Irmgard und lud sie zum Aufsitzen ein. Begeistert von den Pferden und der Kutsche nahm meine Schwester diese Einladung an. Schnell verschwand sie mit der davonfahrenden Kutsche. Sie rief uns noch etwas zu, was wir aber nicht verstanden. Alles ging so schnell. Ich wusste nicht, wer der Bauer war und wo er hinfuhr. Ich hatte zwar eine Sorge weniger, aber Irmgard verloren wir aus den Augen.

Jetzt musste ich noch für meine kleine Schwester Waltraud, für meinen kleinen Bruder Ulrich und für mich eine Bleibe finden. Da Uli erst sechs Jahre alt war, stand für uns fest, dass ich mit ihm zusammen bleibe. An einem schönen Spätsommertag führte unser Weg an einem hübschen, gut gepflegten Bauernhaus vorbei. Erst trauten wir uns nicht, dort anzuklopfen. Zu unserem Erstaunen wurden wir aber sehr herzlich aufgenommen und reichlich bewirtet. Bei der Familie gefiel es uns gut. Die Bauersfrau hatte unsere Waltraud, die acht Jahre alt war, sofort in ihr Herz geschlossen und fragte sie, ob sie bei ihr bleiben wolle. Wir waren einverstanden, und Waltraud blieb bei der Familie. Auch Uli und ich durften eine Nacht in der Scheune im Heu übernachten. Es war ein herrliches Gefühl, ein Dach über dem Kopf, keine Angst zu haben und nicht das Geheul der Wölfe zu hören. Wir kuschelten uns aneinander, sprachen unser Gebet und schliefen fest ein. Am nächsten Morgen nach dem Frühstück verabschiedeten wir uns von Waltraud. Uli und ich zogen weiter, auf der Suche nach einer Bleibe für uns beide. Doch alle Bemühun-

gen schlugen fehl. Zwei Kinder wollte keiner beherbergen, und Uli war zum Arbeiten noch zu klein und zu schwach. Durch das viele Laufen hatte sich Uli die Knöchel aufgeschlagen, und die Füße taten ihm weh, er konnte und wollte auch nicht mehr. So suchten wir uns einen geeigneten Weidenbusch in einem Straßengraben und bereiteten uns ein Nachtlager. Ich wies meinen Bruder an, hier sitzenzubleiben, sich auszu-ruhen und auf meine Rückkehr zu warten, da ich in der Umgebung etwas zum Essen erbetteln wollte. Müde und hungrig zog ich los. Die Bauernhöfe in Litauen liegen weit auseinander, und so weiß ich nicht, wie lange ich gebraucht habe, um zu unserem Rastplatz zurückzukehren. Ich hatte ein paar Eier und ein paar Stückchen Brot bekommen. Uli mochte es, ein Stückchen Brot in ein aufgeschlagenes Ei zu tauchen und dann zu essen. In der Freude, meinem kleinen Bruder diese Leckerbissen anbieten zu können, beeilte ich mich auf dem Rückweg zum Rastplatz sehr. Als ich unseren Weidenbusch erreichte, war mein Schreck groß. Uli war nicht mehr da. Wo ist er? Hatte ich mich verlaufen? Nein, Spuren zeugten davon, dass wir hier übernachteten wollten. Es wurde bereits dunkel, und ich war der Verzweiflung nahe. Ich rief so laut ich konnte, suchte noch alle Bauernhöfe in der Umgebung ab. Er war nicht zu finden.

Zwei oder drei Tage suchte ich noch die Umgebung ab, ohne zu wissen, wo ich mich befand und in welche Richtung ich hätte gehen sollen. Die Verzweiflung und die Angst um meinen Bruder machten mich krank. Völlig erschöpft klopfte ich an eine Haustür. Eine Frau öffnete mir. Sie musste meine Lage erkannt haben und nahm mich in ihr Haus. Obwohl wir uns sprachlich nicht verständigen konnten, erzählte ich ihr mein Leid, und sie hörte mir aufmerksam zu und war freundlich zu mir. Eine herbeigeholte Frau, die ein paar Brocken Deutsch sprechen konnte, gab mir zu verstehen, dass ich bei dieser Familie bleiben konnte. Sie pflegten mich gesund, trösteten mich über den Verlust meines Bruders und sprachen mir Mut zu. Ich war ihnen für diese Fürsorge dankbar und war froh, bei ihnen bleiben zu dürfen. Der Herbst rückte immer näher und die Nächte waren schon empfindlich kalt. Die Hoffnung, meinen Bruder zu finden, hatte ich noch nicht aufgegeben. Meine Fragen wurden jedoch immer mit „nein“ beantwortet. Es ging das Gerücht um, dass viele Kinder von Wölfen gerissen worden seien. Allein der Gedanke daran, dass meinem Bruder etwas zugestoßen sein könnte, belastete mich sehr. Bis zum Frühjahr 1948 lebte ich bei dieser Familie in Kazlu Ruda. Ich lernte Russisch und musste im Haushalt bestimmte Arbeiten übernehmen, wie Heizen, Brennmaterial besorgen und Wäsche waschen. Dann verzog die Familie nach Kaunas und nahm mich mit. Die Stadt gefiel mir gut. Die Arbeiten im Haushalt wurden größer und schwerer. Da wir in der Nähe des „Nemunas“ wohnten, mußte ich die Wäsche, ob Sommer oder Winter im Neman – der oberen Memel – waschen und spülen.

Eines Tages brach ich dabei in ein Eisloch ein. Dank der Hilfe unserer Schäferhündin Astra konnte ich mich aus dem Eisloch befreien. Auch die Betreuung des neu geborenen Säuglings musste ich übernehmen. Da es keine Kinderwagen gab, mußte ich das Baby stundenlang an frischer Luft tragen. Trotzdem fand ich die Zeit, mich auf den Straßen und Märkten in Kaunas umzusehen. Zu dieser Zeit hielten sich noch viele deutsche Kinder in Kaunas auf, die hier bettelten. Meinen Bruder kannte jedoch keiner, soviel ich auch diese Kinder befragte.

1953 zog meine Familie nach Moskau in ihre alte Heimat zurück. Ich sollte mit ihnen fahren, blieb aber in Kaunas, in dem Bewusstsein, hier der Heimat näher zu sein. Im Laufe der Jahre hatte ich viele Freunde gefunden, die mir mit Rat und Tat zur Seite standen. Auch jetzt bot sich ein älterer litauischer Herr an, den ich schon länger kannte, zu ihm zu ziehen und mit seiner Nichte Aldona, die mit mir etwa im gleichen Alter war, zu wohnen. Ich nahm dieses Angebot dankend an.

Eine andere litauische Nachbarin arbeitete als Meisterin in der Pharmazeutischen Fabrik „Sanitas“ in Kaunas. Sie fragte mich, ob ich nicht auch in der Fabrik arbeiten wolle? Ich wurde dem Direktor vorgestellt und musste ihm in Kürze über mein Leben berichten. Eine Schwierigkeit gab es schon noch. Ich hatte keine Papiere, keinen Pass, keine Geburtsurkunde, rein gar nichts, außer einem Stückchen Papier mit den Angaben zu meiner Person. Dieses Papier musste ich in bestimmten Abständen bei den Behörden in Kaunas verlängern lassen. Ich wurde mit dieser Bescheinigung in der Fabrik „Sanitas“ in der Ampullen-Abteilung eingestellt. Der Direktor gab mir die Empfehlung, mir einen Ausweis zu besorgen, wenn ich in dem Betrieb bleiben wollte. Das bedeutete, dass ich die sowjetische Staatsangehörigkeit annehmen musste. So wurde ich Bürgerin der Sowjetunion.

Die Arbeit in der Fabrik bereitete mir viel Freude. Ich bekam für meine Tätigkeit Lohn. Ich konnte davon leben und, wenn ich sparsam war, mir auch ein paar Sachen kaufen. In der Ampullenhalle, in der ich tätig war, habe ich schnell neue Freunde gefunden. Alles Litauerinnen. In Gesprächen mit ihnen wurde mir oft die Frage gestellt, wo denn meine Verwandten wären, Geschwister, Großeltern usw. Ich berichtete ihnen über unser Schicksal. Sie ermutigten mich weiter zu suchen. Da ich in Kaunas keinen Erfolg hatte, schrieb ich an das Rote Kreuz in Vilnius und in Moskau. Wohin ich auch schrieb, immer bekam ich die Antwort: „Name nicht gemeldet, unbekannt!“ Ich war verzweifelt! Eine litauische Arbeitskollegin hörte davon, dass ich mit der Suche nach meinen Geschwistern keinen Erfolg hatte. Sie gab mir die Adresse vom Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes in Hamburg und sagte: „Versuche es!“ Ich versuchte mein Glück und schrieb nach Hamburg.

Der Sommer verging, der Winter kam und mit ihm das Weihnachtsfest 1954. Der Winter in diesem Jahr war besonders kalt. Klirrender Frost und viel Schnee. Es war Heiligabend. Die Litauer feiern das Weihnachtsfest am 24. und 25. Dezember. Der Opa ging in die Kirche zur Messe, Aldona und ich richteten das Weihnachtsfest aus. Wir schmückten das kleine Bäumchen, deckten den Tisch und warteten auf den Opa. Nachdem wir alle am Tisch saßen, aßen und Tee tranken, klopfte es an der Wohnungstür. Ich öffnete die Türe. Ein Postbote stand davor. „Wohnt hier eine Bürgerin Liedke?“ fragte er. Ich bestätigte dies, und er kam ins Zimmer und übergab mir einen Einschreibebrief aus Hamburg. Wir luden ihn zu einer Tasse Tee ein. Ich sehe diesen Postboten noch heute, wie er vor mir stand. Seinen schwarzen langen Mantel, seine Pelzmütze tief ins Gesicht gezogen und die dichten Augenbrauen vom Reif bedeckt. Dieser Brief war schon eine große Weihnachtsbotschaft. Ich zögerte, ihn zu öffnen. Was würde er enthalten? Ich öffnete und las die frohe Botschaft. Das Rote Kreuz aus Hamburg teilte mir mit, dass meine Geschwister Rudolf, Waltraud und Ulrich leben und im Kinderheim Kyritz (DDR) wohnen. Meine Großeltern und Tanten lebten in der BRD. Das war mein größtes und schönstes Weihnachtsgeschenk, ich weinte vor Glück und Freude. Später bekam ich Post von meinen Angehörigen aus Deutschland. Mein älterer Bruder teilte mir mit, dass Irmgard noch in Litauen sein müsste und ich sie suchen solle. Ja, wo sollte ich sie suchen? Sie war ja nirgendwo polizeilich gemeldet.

Für mich stand jetzt fest, alle Unterlagen für die Ausreise nach Deutschland vorzubereiten. Wie ein riesiger Berg türmten sich die Schwierigkeiten vor mir auf. Durch die Unterstützung meines Bruders Rudolf, der Leitung des Kinderheimes in Kyritz und nicht zuletzt durch die Hilfe vieler netter Menschen aus Kaunas gelang es mir im März 1956, die Ausreise nach Deutschland zu bekommen. Im Sommer 1955 nutzte ich meinen Urlaub und begann mit der Suche nach meiner Schwester. Täglich fuhr ich mit dem Bus übers Land und befragte in den Dörfern die Bauern. Gemeindevertreter und Pastoren, ob sie ein deutsches Mädchen kennen und ob sie wüssten, wo sie wohnt? Die Antwort war immer nein! Ich war mehr als verzweifelt. Ich konnte mich auch nicht mehr erinnern, wo 1947 der Bauer mit dem Pferdewagen meine Schwester mitnahm. So blieb mir nichts weiter übrig, als täglich weiter zu suchen.

Mein Urlaub ging zu Ende, und ich hatte nichts erreicht. Ich war müde und wollte aufgeben. Meine Freundinnen und Nachbarn machten mir aber Mut und sagten: „Versuch es noch einmal!“ So fuhr ich am nächsten Tag wieder mit dem Bus übers Land und stieg einfach in einem Dorf aus. Meinem Gefühl folgend, suchte ich ein paar Bauernhöfe auf und fragte eine alte Bäuerin, ob sie mir etwas zu Trinken geben könnte,

da es sehr warm war und ich Durst hatte. Mit ihr ins Gespräch gekommen, gab sie mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit einen Tip. Ich suchte diesen Bauernhof auf und fand meine Schwester Irmgard. Wie ich sie dort vorgefunden habe und unter welchen Bedingungen sie dort gelebt hat, kann und möchte ich nicht niederschreiben. Nun eins: Ein Bett hatte sie nicht gehabt. Der Heuboden über den Ställen war ihr Nachtquartier. Es war schwierig, sie zu überzeugen, dass ich tatsächlich ihre Schwester sei. Sie sagte: „Es kann ja gar nicht sein, dass noch alle leben.“ Ihr wurde erzählt, uns hätten die Wölfe ...! Ich zeigte ihr Familienfotos, die ich von unseren Angehörigen aus Deutschland geschickt bekommen hatte, und wir fielen uns glücklich in die Arme.

Irmgard nahm ich mit nach Kaunas. Der Bauer wollte sie zwar nicht gehen lassen, und es gab ein sehr unangenehmes Gespräch mit ihm. Für die vielen Jahre ihrer schweren Arbeit auf dem Bauernhof wurde sie dann mit zehn Eiern, einem Stück Speck und mit der Bemerkung entlohnt: „Sie kann froh sein, dass sie noch lebt.“ Die anderen Worte möchte ich mir ersparen.

In Kaunas fühlte sie sich wohl bei uns. Mit der Verständigung klappte es auch ganz gut. Meine Schwester sprach jetzt litauisch und ich russisch, unsere eigentliche Muttersprache hatten wir inzwischen verlernt.

Jetzt begannen die Vorbereitungen für die Ausreise meiner Schwester nach Deutschland. Meine Erfahrungen in diesen Angelegenheiten halfen uns dabei. Im März 1956 war es dann soweit. Ich durfte nach Deutschland ausreisen. Für meine Schwester besorgte ich noch eine Tätigkeit als Küchengehilfin in einem Restaurant in Kaunas. So wusste ich, dass sie warmes Essen bekommen würde, und wohnen durfte sie bei Aldona (der Großvater war inzwischen verstorben). 1957 kam auch sie nach Deutschland zurück.

Als ich nach Deutschland kam, konnte ich nur noch sehr wenig deutsch. Aber es war sehr schön die Geschwister wiederzusehen, die Verwandten, die Großmutter. Aber eine Vorstellung, wie die hier in Deutschland so leben, was mich erwartet, hatte ich überhaupt nicht. Das Kinderheim „Ernst Thälmann“ in Kyritz im Land Brandenburg wurde unsere neue Heimat. Mein Bruder Ulrich lebte noch in diesem Heim und besuchte dort die Schule. Waltraud und Rudi befanden sich in der Berufsausbildung.

Unser Wiedersehen war ergreifend und unbeschreiblich schön. Nach so vielen Jahren der Trennung und Ungewissheit wieder mit meinen Geschwistern vereint, sie wohlbehalten und wohlbehütet um sich zu haben, waren unvergessliche Stunden. Das Kinderdorf „Ernst Thälmann“ in Kyritz stellte mir ein möbliertes Zimmer zur Verfügung, damit ich mich in meiner neuen Umgebung eingewöhnen und heimisch werden konnte.

Da ich kaum noch deutsch sprechen konnte, hatte ich erhebliche Probleme, mich mit meinen jetzigen Mitmenschen zu verständigen. Herr Balkow, ein Russischlehrer aus dem Kinderdorf, stand mir mit großer Hilfsbereitschaft zur Seite und mit viel Fleiß wurde mein „Deutsch“ von Tag zu Tag besser.

Meine Geschwister und viele Heimkinder haben mir beim Lernen und besonders beim richtigen Sprechenlernen geholfen. Durch die Heimleitung wurde ich mit dem Vorwand, zu hospitieren in verschiedene Schulklassen geschickt mit dem Ziel, mich in der deutschen Rechtschreibung und Sprache zu üben. Obwohl es für mich nicht leicht war, habe ich schnell viele Schwierigkeiten überwunden. Eines Tages stand für mich die Frage, sich für einen Beruf zu entscheiden. Die Heimleitung legte mir nahe, eine Dolmetscherschule in Leipzig zu besuchen. Von Kindheit an hatte ich jedoch den Wunsch Erzieherin zu werden und mit Kindern zu arbeiten.

Im September 1956, nach einem halben Jahr Aufenthalt im Kinderdorf, begann ich ein mehrjähriges Fernstudium für Heimerzieher mit Lehrerbefähigung. Eine schwere aber schöne Zeit brach für mich an. Bis spät in die Nacht hinein wurden Diktate und Aufsätze geschrieben, Bücher gelesen, Mathematik und Physik gebüffelt. Ich lernte viele neue und interessante Menschen kennen. Bei den ersten Prüfungen hatte ich noch Herr Balkow an meiner Seite, der das, was ich noch nicht auf deutsch sagen konnte, aus dem Russischen ins Deutsche übersetzte. Herr Balkow war ein guter Pädagoge und er hat viel von seiner freien Zeit für meine Ausbildung geopfert. Ich danke ihm sehr dafür, auch wenn er heute nicht mehr unter den Lebenden weilt.

Nach drei Jahren hatte ich das Fernstudium beendet und alle Prüfungen mit Erfolg bestanden. Viele Jahre habe ich danach als Heim- und Horterzieherin gearbeitet, war mehrere Jahre als Hortleiterin in einer Schule tätig und habe bis zur Wende eine Russischklasse für begabte Schüler betreut.

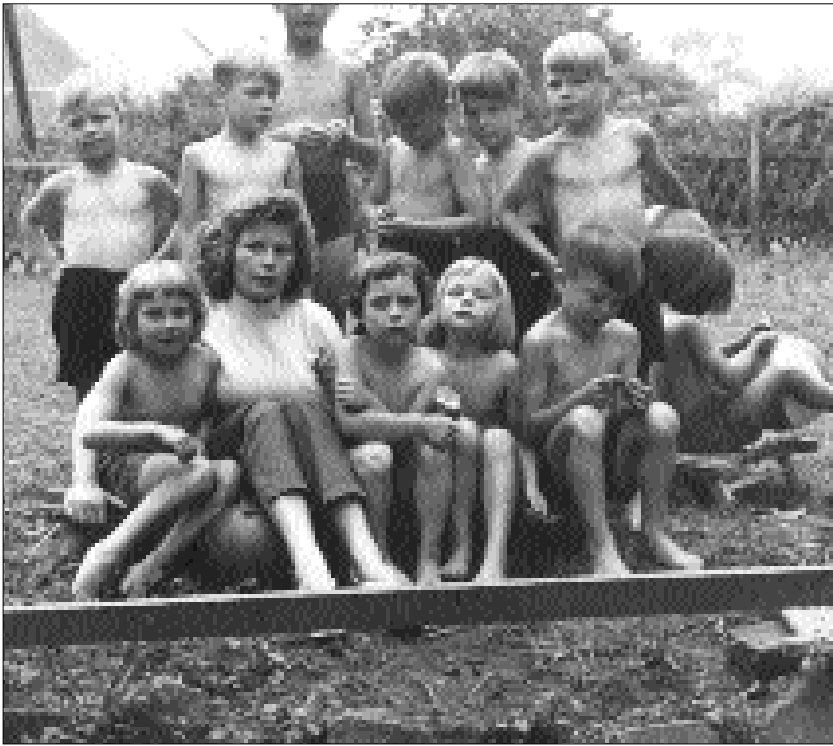
Im Kinderdorf lernte ich meinen Mann, Heinrich Kenzler – ein ehemaliges Heimkind, er stammt auch aus Ostpreußen, aus Kalaushöfen Kreis Samland – kennen. Unsere Heirat verzögerte sich, da ich noch die sowjetische Staatsangehörigkeit hatte und keinen Deutschen heiraten durfte. Im Januar 1958 wurde dieses Gesetz aufgehoben und so haben wir im März geheiratet. Bis zur Wiedererlangung der deutschen Staatsangehörigkeit musste ich regelmäßig in die sowjetische Botschaft nach Berlin fahren, um dort meine Aufenthaltsgenehmigung verlängern zu lassen. Aus unserer Ehe sind vier Kinder hervorgegangen und zur Zeit sind wir stolze Großeltern von acht Enkelkindern. Nach der Wende besuchten wir 1991 das erste Mal wieder unsere alte Heimat. Von Berlin



Ostern 1956, v.l.n.r. die Geschwister Liedke: Ulrich, Sieglinde, Rudolf, Waltraud

nach Vilnius flogen wir mit einem Flugzeug. Ein Bus brachte uns über Kaunas, Gumbinnen und Insterburg nach Königsberg. Wir besuchten die Kurische Nehrung und hielten uns an den Ufern der Memel auf. Die Herrlichkeit der Landschaft, der Dörfer und Städte haben wir erst auf dieser Fahrt wahrgenommen. 1947 hieß es nur: „Überleben!“. Seit 1991 fahren wir fast jährlich nach Ostpreußen, tanken Heimatluft, verweilen an den Stellen, wo meine Mutter und die Mutter meines Mannes beerdigt sind, legen ein paar Blümchen nieder und planen bereits die nächste Fahrt nach Ostpreußen. Ein Teil meiner Geschwister und unserer Kinder schließen sich gerne unseren Fahrten an. Gemeinsam mit den dort lebenden Menschen genießen wir das wunderschöne Land und die herrliche Natur.

Durch das Übergeben von Hilfsgütern aller Art versuchen wir die schwierige wirtschaftliche Lage, vor allem in den Kinderheimen des Kreises Wehlau, zu erleichtern. Dankend nehmen sie Bekleidung, Schulbedarf, Sport- und Spielsachen und finanzielle Unterstützung, entgegen. Die so frei werdenden finanziellen Mittel werden dann für die Renovierung der Unterkünfte und zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Kinder eingesetzt. Durch unsere Unterstützung konnten wir ermöglichen, dass im November 2002 zwölf Kinder aus dem Kinderheim in Wehlau zu einer längeren Genesungs- und Erholungskur auf Sotschi gefahren sind. Auch bedürftige Familien werden durch uns und mit unseren mitgebrachten Spenden unterstützt. Wichtiger als alle mitgebrachten Spenden ist für sie und auch für uns jedoch der persönliche Kontakt miteinander.



Sieglinde Liedke als Erzieherin mit ihrer Gruppe im Kinderheim Kyritz 1957

Waltraud Bolduan,

*geb. Liedke (*1939 Königsberg) lebte bis Januar 1945 in Wehlau. Nach dem Tod der Mutter gingen sie und ihre Geschwister nach Litauen, um nicht zu verhungern. Das Schicksal trennte die Kinder voneinander. Waltraud setzt die von ihrer Schwester Sieglinde begonnene Erzählung fort.*

Als nur noch Ulli, Siegi und ich von uns allen Geschwistern übrigblieben, kamen wir zu einer litauischen Bauernfamilie, die mich behalten hat. Nun war ich ganz alleine bei fremden Menschen. Siegi und Ulli trennten sich von mir und zogen weiter.

Immer und immer wieder dachte ich an meine Geschwister und an meine verstorbene Mutter, wie krank und abgemagert meine Mutter auf der durchgelegenen Liege ruhte und mit dem Tode rang. Gegen den Hungertyphus kam sie nicht an. Wir hausten mit noch einer Familie in einem Raum in einer Baracke. Wie muss meiner Mutter ums Herz gewesen sein, ihre fünf Kinder allein lassen zu müssen in dieser schweren Nachkriegszeit, ohne Essen und Trinken und ohne vernünftige Unterkunft. In ihren letzten Lebensstunden versuchte sie immer wieder, mit Ulli und mir unsere Namen und unsere Geburtsdaten einzuüben, die wir uns aber nie gemerkt hatten. Sie wusste genau, warum sie dieses tat. Und so kam es auch, dass sie sich auf der Liege aufbeugte, uns noch etwas sagen wollte, es aber vor Schwäche nicht mehr konnte, zurückfiel und starb. Wir waren alle um sie herum, außer Rudi, unserem Ältesten. Er war unterwegs, um einen Arzt zu holen. Es war aber kein Arzt für Deutsche da.

Als sie so dalag und ich begriff, dass sie für immer von uns gegangen ist, war mir, als ob mir mein Herz rausgerissen wurde. Sie fehlte mir so sehr. Alles um mich rum war leer – ganz dunkel – leer.

Die fremden Bauersleute in Litauen waren freundlich zu mir und ich fühlte mich auch gut versorgt. In dem Bauernhaus, in dem ich nun war, lebten drei Generationen – die Eltern und ihre Tochter mit Ehemann und einem ca. acht Monate alten Kind. Die Leute sprachen deutsch mit mir. In einer Ecke im Flur bekam ich einen Strohsack als Lagerstätte. Meine Aufgabe war es überwiegend, auf das Kind aufzupassen, welches noch in der Wiege lag.

Nach einigen Tagen wurde ich angelernt, mit dem Butterfass die Vollmilch zu buttern. Es war eine schwere Arbeit für mich. Auch Gänsehüten auf den Wiesen gehörte zu meinen Aufgaben. Das Wasser wurde aus dem Brunnen gezogen, und ich zog so manchen Eimer Wasser hoch und schleppte ihn ins Haus.

Eines Tages stand mein kleiner Bruder Ulli alleine vor der Haustür. Meine Leute erkannten ihn wieder als meinen Bruder. Er erzählte, dass er sich mit Siegi verloren hatte. Da er sich noch an den Bauernhof erinnerte, in dem ich untergekommen war, kam er hierher. Und nun war er da. Sofort waren die Leute bereit, Ulli auch aufzunehmen. Er schlief zusammen mit mir auf dem Strohsack. Beim Gänsehüten konnte er mir auch schon behilflich sein. Er war ja noch so klein.

Mein Brüderchen hatte im Sommer den Hungertyphus gerade so überstanden. Wir alle bangten sehr um ihn und um sein Leben. Er war noch so abgemagert und konnte vor Schwäche schlecht laufen. Sein Bauch war stark aufgetrieben. Die Augen lagen tief in den Augenhöhlen. An das alles erinnere ich mich noch. Und so war er nun bei mir und meiner Bauersfamilie.

Nun waren wir schon einige Wochen bei dieser Familie und fühlten uns ganz wohl bei ihnen. Es gab immer etwas zu essen, man war freundlich zu uns und es war warm.

Ich bemerkte, dass allabendlich die ganze Bauersfamilie bei einer Petroleumlampe am Tisch zusammensaß und erregt sprach und auch flüsterte. Eines Tages teilten sie mir mit, dass sie ihren Bauernhof verlassen müssen und sie uns deshalb nicht mehr bei sich behalten könnten.

Ulli und ich wurden von ihnen, soweit sie konnten, eingekleidet, und wir bekamen einen Krebsch (Umhängebeutel) mit Speck, Eiern, Brot usw. mit auf den für uns unbekanntem Weg. Ich weiß noch, wie die Bauersleute beim Verabschieden geweint haben.

So, nun waren wir wieder ganz allein – mutterseelenallein. Ich war gerade acht Jahre und Ulli sechs Jahre alt. Ulli fing an zu weinen. Vielleicht fühlte er, was jetzt auf uns zukommen würde. Mir fiel ein, daß wir unsere Siegi suchen müssen. Ulli sollte mir das Bauerngehöft zeigen, wo er zuletzt auf Siegi gewartet hatte. Es war nicht weit, dorthin zu laufen, und als wir das besagte Gehöft erreichten, wurden wir ganz unfreundlich empfangen. Von einer Sieglinde wussten die Leute angeblich nichts. Ich sah in der Bauernküche eine offene Luke, die zum Keller führte, und dachte, ob sie sie dort wohl versteckt hatten? Da rief ich laut „Siegi“ – leider vergeblich! Die Bauersfrau schimpfte und verwies uns vom Hof.

Jetzt waren wir wirklich ganz allein. Was würden wir nun tun? Es war herbstlich und ein feuchtes Wetter. Wir schlugen irgendwelche für uns unbekannt Wege ein und gingen und gingen und gingen. Ohne Ziel, einfach so. Aber bald erkannten wir, dass wir doch ein Ziel hatten – unseren Hunger zu stillen. Also mussten wir betteln oder, wie wir damals sprachen, prachern gehen. Es blieb uns nichts weiter übrig. Und so begann unsere Bettelzeit. Die Bauerngehöfte waren sehr weit voneinander entfernt. Dadurch hatten wir weite Strecken zu überwinden. Alle

litauischen Bauernhöfe hatten Kettenhunde oder Hunde, die an gespanntem Draht hin und her liefen, um das Gehöft zu bewachen. Es war schwer, so einen bewachten Bauernhof zu betreten, aber mit der Zeit sammelten wir Erfahrungen, diese Hunde auszutricksen.

Hungrig an der Haustür angekommen, wurden wir oft unfreundlich von den Litauern beschimpft, wie „Haut ab, ihr Schweine“ oder „Eiket, eiket“ – das heißt „Geht, geht!“ Oft wurden uns die Holztore vor der Nase zugestoßen, dann haben wir nichts an Lebensmitteln bekommen. Es waren nicht alle Bauern so unfreundlich. Bei netten Bauern wurde uns oft etwas zu essen vorgesetzt oder etwas Essbares in unseren Krebsch gesteckt. Manchmal durften wir auch bei ihnen in der Scheune im Stroh oder im Heu übernachten. Dann waren wir ganz zufrieden.

Es gab sogar Bauersleute, die uns von den Läusen befreiten. Sie schoren uns die Kopfhaare, badeten uns im Holztrog und kleideten uns neu ein. Die verlausten Sachen wurden verbrannt. Als Schuhwerk bekamen wir einmal von der einen Familie Holzkurkeln, das sind holländische Pantoffeln. Weil sie noch zu groß für uns waren, wurden sie vorne mit Heu ausgestopft. Damit konnten wir wieder weitergehen.

Immer, wenn wir unterwegs waren, hatte Ulli große Mühe, nachzukommen. Er weinte viel, war schwach und rief immer: „Schumpelchen, warte auf mich!“ Oft habe ich mich im Graben versteckt und er musste mich suchen. Jetzt tut es mir leid, dass ich so zu ihm war.

Inzwischen war der Winter eingezogen mit Kälte und hohem Schnee, was uns zu schaffen machte. Wir mussten auf Nahrungssuche gehen, und weit und breit war kein Bauernhof zu sehen. Wieder und wieder steckten wir bis zum Hals im Schnee. Die Wege waren verschneit und gar nicht zu erkennen.

Einmal, so erinnere ich mich, befanden wir uns auf hochverschneiten Wiesen und Feldern und erblickten weit von uns entfernt ein Gehöft. Wir waren erschöpft und durchgefroren, hatten Hunger und wollten diesen Bauernhof erreichen. Wir hofften, uns wenigstens aufwärmen zu dürfen. Wir stampften durch den hohen Schnee dem noch weit entfernten Bauernhof zu und ich bemerkte plötzlich, dass unter mir Wasser floss und mein Schuh weggespült wurde. Unter uns war ein reißennder Bach, der fast zugeschneit war und den wir nicht bemerkten. Wir hatten Angst. Ulli war schon weiter vor mir und hatte es geschafft, rüberzukommen. Ich versuchte, über den hartgefrorenen Schnee über den fließenden Bach zu kriechen. Es war geschafft, nur hatte ich jetzt einen bekleideten und einen unbekleideten Fuß. Ich musste barfuß weiter durch den hohen Schnee stapfen, und endlich erreichten wir den ersehnten Bauernhof. Die Bauersleute schlugen die Hände vor dem Kopf zusammen und waren von unserem Anblick entsetzt. Ich weiß noch, dass sie uns in ihrer Küche

gebadet haben und neu einkleideten. Wir durften bei ihnen sogar übernachten. Die litauischen Bauern hatten in ihren Wohnstuben ihre Öfen so gebaut, dass die Abzugsrohre erst flach parallel mit dem Fußboden verlegt werden, und diese Abzüge werden mit Ziegelsteinen verkleidet. So hatten sie eine beheizte Ofenbank. Nach der Getreideernte wurden auch die Säcke mit Getreide auf dieser Ofenbank getrocknet. Mein Bruder Ulli und ich durften auf dieser molligwarmen Bank, auf der die Getreidesäcke lagen, übernachten.

Es war noch Winter. Als wir wieder durch die litauischen Wälder und Wiesen gingen und auf einem Gehöft betteln wollten, trafen wir dort mit einem deutschen Mann zusammen. Er war alleine und er machte auf uns einen ziemlich alten Eindruck. Er trug einen Lodenmantel und hatte kurze dunkle Haare. Die Bauersleute empfahlen uns, gemeinsam weiter betteln zu gehen. So geschah es, dass wir zusammen blieben und er uns behüten wollte. Er wollte mit uns in Richtung Westen gehen und uns über einen großen Fluss mit einer Leine hinüberziehen. Der Fremde bemerkte, dass wir sehr verlaust waren. Er schlug unsere verlausten Sachen gegen einen Baum, damit wenigstens einige Läuse abfallen. Das half aber nicht. Ein anderes Mal machte er am Waldrand ein Feuer an und hielt unsere Sachen ans Feuer, damit die Läuse abfallen. Ich war so verlaust, dass auf meinem Kopf vom Kratzen dicker Schorf war, und unter diesem Schorf dicke Läusenester nisteten. Wir haben uns oft wochenlang nicht gereinigt. Mit diesem fremden Mann gingen wir gezielt zu den Bauernhöfen, und er schickte uns beide immer zu den Bauersfamilien hinein, um zu betteln. Kindern gab man eher etwas zu essen. Dieser Mann wartete immer draußen in einem Versteck auf uns. Sobald wir unseren Krebsch voll mit Lebensmitteln hatten, machten wir irgendwo in einem Straßengraben Rast und aßen gemeinsam. Wir schliefen auch mit ihm gemeinsam im Straßengraben, unter Büschen oder im Wald. Aber niemals wollte er bei Bauern übernachten.

Nur einmal, als es noch verschneit und dunkel war, sahen wir von weitem ein typisch kleines litauisches Holzhaus, von wo aus ein Licht schimmerte und der Schornstein qualmte. Wir gingen gemeinsam dorthin. Ein freundlicher Mann öffnete uns die Tür. Er lebte mit seiner Tochter in diesem Häuschen und sprach deutsch mit uns. Wir wurden mit Essen bewirtet und es war warm und gemütlich, der Ofen knisterte, die Kerzen brannten – ich wäre gerne hiergeblieben. Dieser Mann sang mit seiner Tochter zur Gitarre das Lied „Wo die Nordseewellen ...“. Immer, wenn ich jetzt dieses Lied höre, denke ich an diesen Abend in Litauen. Ulli und ich schliefen schon am Tisch vor Erschöpfung ein. Wir durften alle drei die Nacht bei dem freundlichen Gastgeber verbringen, und es fiel uns am nächsten Tag schwer, wieder durch die Kälte und den Schnee

weiterzugehen. Immer wieder mussten wir für den fremden Mann betteln gehen. Unser Pracherbeutel war dadurch voll mit Lebensmitteln. Wenn wir am Waldrand oder an einer leerstehenden Scheune eine Verschnaufpause machten, dann befahl er uns, hier sitzenzubleiben und auf ihn zu warten. Er würde gleich wiederkommen. Es dauerte oft lange, bis er wiederkam. Einmal bin ich hinterhergegangen und wollte sehen, was er so tun würde. Ich bemerkte, dass er heimlich alle Eier ausgetrunken hatte aus unserem jetzt gemeinsamen Krebsch. Ein nächstes Mal, als ich ihm nachschlich, sah ich, dass er sich seine Schambehaarung auskämmte.

Inzwischen wurde es langsam Frühling. Wir drei lagen wieder, um uns im Straßengraben auszuruhen. Der Mann schlief fest. Plötzlich kam ein Pferdewagen vorbei. Da Ulli und ich schon einige Worte litauisch sprechen konnten, fragten wir den Kutscher, ob er uns mitnehmen würde. Ulli und ich sprangen auf das Fuhrwerk und fuhren mit. Nun waren wir alleine. Von dem Fremden hatten wir uns getrennt. Den Pracherbeutel hatten wir gerettet. Diesem Mann sind wir nie wieder begegnet.

Wieder mal kleidete uns eine Bäuerin neu ein. Ich erinnere mich noch, dass Ulli eine riesengroße Hose, zusammengewürgt mit einem Strick in der Taille, trug und eine übergroße Jacke bekam. Ich trug einen wattierten langen hellen Mantel, auch mit einem Strick um die Taille zusammengehalten. Wir waren wieder so verlaust und hatten am ganzen Körper Krätze und hatten das Bedürfnis, uns zu reinigen.

Auf einem Feld sahen wir einen Teich. An diesem angekommen, zogen wir uns splinternackt aus und spülten erst einmal all unsere Sachen im Teich aus. Die nassen Sachen wurden auf die Wiese zum Trocknen ausgebreitet. Dann gingen wir ins Wasser, um uns zu waschen. Ulli war zuerst im Wasser. Wir konnten die Tiefe des Teiches nicht einschätzen. Ich sah plötzlich, wie Ulli vom Ufer abrutschte und sich im Wasser nicht halten konnte. Er rang nach Luft, gluckste unter Wasser, kam wieder hoch, und das wiederholte sich mehrmals. Geistesgegenwärtig erblickte ich am Ufer des Teiches einen Weidenbusch, von dem ich schnell einen starken Ast abbrach und diesen Ast meinem Bruder entgegenhielt. Ulli war in der Lage, den Ast zu ergreifen, und ich zog meinen Ulli wieder ans rettende Ufer.

Das war eine Aufregung für uns beide. Beinahe wäre Ulli ertrunken, denn wir konnten nicht schwimmen. Wenn es auch an diesem Tag schön warm war und wir ständig unsere nasse Bekleidung auf der Wiese wendeten, wurde sie doch nicht trocken. Wir ließen die verlauste nasse Oberbekleidung einfach liegen und gingen unseren gewohnten Marsch weiter zum nächsten Bauerngehöft. Fast alle litauischen Bauern hatten, zumindest mit uns beiden, Mitleid und gaben uns zu essen und auch

etwas zum Anziehen. Wieder einmal von unserem langen Bettelmarsch erschöpft, setzten wir uns bei Einbruch der Dunkelheit am Fuße eines bewaldeten Berges nieder und aßen von unseren Vorräten. Weit und breit war kein Haus zu sehen. Es war ein warmer Abend und wir waren müde und wollten uns hier hinlegen und schlafen. Plötzlich hörten wir oben auf dem Berg ein ganzes Rudel Wölfe heulen. Wir sahen dieses Rudel, aber es blieb oben auf dem Berg stehen. Wir hatten keine Angst. Als wir morgens aufwachten, war Ruhe eingekehrt und wir marschierten weiter. Wölfe haben wir öfter in Litauen gesehen.

Und so liefen wir oder wir fuhren mit irgendeinem Pferdewagen mit und bettelten weiter im westlichen Teil Litauens. Eines Tages landeten wir wieder im Dorf Pilviskai, in dem unser ältester Bruder Rudi beim Bauern war. Das wir zu unserem Bruder gefunden hatten, war reiner Zufall. Wir waren ja kreuz und quer unterwegs. Ich erkannte Pilviskai nur, weil hier der Zug, mit dem wir damals gekommen waren, das erste Mal in Litauen gehalten hatte. Rudi war gerade beim Korndreschen. Er trug eine Augenklappe. Auf meine Frage, warum er das Auge verbunden hätte, sagte er, der Draht von der Drahtpeitsche sei ihm beim Pflügen ins Auge gekommen und das Auge sei ausgelaufen. Er wirkte überarbeitet und durfte nicht vom Drescher runterkommen. Es war, als hätten wir einen siebten Sinn gehabt, dass wir gerade jetzt bei Rudi ankamen, aber jetzt sage ich, daß es der Trieb der Selbsterhaltung war, denn Rudi bläute uns beiden ein, mit dem nächsten Zug nach Königsberg zu fahren, und von dort würde ein Transport nach Deutschland gehen. Er sagte: „Ich komme nach und wir treffen uns dort.“ Wir hatten uns fast ein Jahr nicht gesehen und jetzt sahen wir uns auch nur eine knappe Stunde.

Gehorchend gingen wir beide – Ulli und ich – mit unserem vollen Krebsch zum Zug und fuhren so dreckig, so verlaust, abgemagert, aber doch abgehärtet und inzwischen ein wenig piffig, mit dem Zug in Richtung Königsberg. So, wie Rudi es uns eingepfiff hatte. Die Waggons durften nur die Russen betreten. Auf den Zugdächern und auf Trittbrettern waren die Deutschen. Ulli und ich standen auf dem Trittbrett und ich versuchte, Ulli festzuhalten. Plötzlich stieß ein Russe während der Fahrt wütend die Tür auf und schubste Ulli vom Trittbrett runter. Er fiel in lauter Trümmer, die an der Wegstrecke lagen. Er schrie und schrie, rief um Hilfe und rief meinen Namen: „Schumpelchen“. Der Zug fuhr schnell und ich bangte um Ulli. Ich fuhr so weit, bis die Trümmerstrecke beendet war, dann sprang ich vom Zug runter. Mir ist nichts passiert. Ich ging zu Ulli. Er hatte sich viele Schürfwunden an den Händen, Knien und Füßen zugezogen. Ich stützte ihn, und wir taumelten auf den Bahnschienen dem noch weit entfernten Bahnsteig entgegen. Es war der Bahnhof von Insterburg.

Auf diesem Bahnhof lungerten viele Menschen auf dem nackten Beton. Wir legten uns einfach mit dazu, denn es war nicht möglich, mit Ulli in seiner momentanen Verfassung weiterzufahren in Richtung Königsberg. Wir lagen vor Erschöpfung mehrere Tage auf diesem Beton im Bahnhofsgelände von Insterburg. Mehrmals wurden wir von einem großen russischen Jungen beobachtet, der immer und immer wieder nach uns sah. Ulli war noch zu schwach, um mit mir nach Königsberg weiterzufahren. Plötzlich kam dieser russische Junge mit einem Angestellten der Miliz auf uns zu und sie fragten uns, wohin wir wollten, auf wen wir warten würden und warum wir uns hier aufhalten. Der Milizmann nahm uns beide an die Hand und ging mit uns durch die Straßen von Insterburg. Auf den Straßen war lebhaftes Treiben. Es war ein schöner warmer Sommertag. Die Sonne schien. Nach langer Zeit fühlte ich mich behütet, denn der Mann strahlte für uns Geborgenheit aus. Er war sehr freundlich zu uns. Bei der Miliz angekommen, wurden wir nach unseren Namen gefragt. „Ich heiße Schumpelchen“, sagte ich, und Ulli sagte, „Ich heiße Ullimat.“ So wurden wir zu Hause von unseren Eltern genannt. Die Angestellten der Miliz bogen sich vor Lachen über uns. Unser Alter bzw. unsere Geburtsdaten konnten wir ihnen auch nicht sagen, denn das wussten wir nicht. Aber die Namen unserer Eltern, nämlich Max und Martha, die konnten wir ihnen nennen. Nach vielen Fragen der Miliz stammelten wir, dass unsere Mutter tot, unser Vater verschleppt sei und unsere Geschwister in Litauen sind und wir auch von dort herkommen. Nun wollten sie nochmals unsere genauen Namen wissen. „Wie heißt du mit Vornamen?“, wurde ich gefragt. Ich dachte, wenn sie Vornamen extra betonen, meinen sie bestimmt meinen zweiten Namen, und der ist Waltraud. Ich heiße eigentlich mit Vornamen aber Hildburg. Sie schrieben Waltraud auf, und von da an wurde ich bis heute Waltraud genannt – auch in meinen Ausweispapieren. Von Ulli konnten wir, Gott sei Dank, Ulrich sagen, so, wie er ja auch heißt. Die Geburtsdaten blieben offen, und wir wurden später von einer Ärztekommision im deutschen Kinderheim nach unserem Alter geschätzt.

Noch am selben Tag kamen wir beide in ein russisches Kinderheim in Insterburg. Den Tag darauf wurden wir in einem Kinderheim bei Königsberg untergebracht, in dem nur deutsche Kinder aus Ostpreußen waren. Dieses russische Kinderheim wurde von einem russischen Offizier geleitet, der sehr gut für uns Kinder sorgte. Alle Kinder wurden zuerst entlaust und bekamen eine Glatze geschoren. Als wir in dem Heim waren, fing irgendwie für mich ein neues Leben an. Ich wusste, dass viele andere Kinder, die dort waren, aus Ostpreußen stammten und dass sie alle keine Eltern hatten. Aber im Detail wollte keiner von dem anderen etwas wissen. So habe ich auch keine Ahnung, ob die anderen Kinder auch in Litauen

gebettelt hatten. Wir waren heilfroh, dass wir versorgt wurden. Im Heim spielten wir, hatten Sport und sangen auch. Wir hatten deutsche Erzieher, die uns auch mit dem Transport nach Deutschland begleiteten. Ich hatte überhaupt keine Vorstellung, wo es hinging, was uns erwarten würde. Ich war immer darauf bedacht, dass mein kleiner Bruder Ulli in meiner Nähe bzw. in meiner Gruppe war. Wir beide waren durch unsere Bettelzeit in Litauen eng miteinander verbunden, sehr herzlich verbunden, bis zur heutigen Zeit.

Da wir eine ganze Zeit lang im Heim waren, kamen wir auch später als Rudi nach Deutschland, der uns im Auffanglager in Eggesin in der DDR suchte. Er erkundigte sich bei unserer Erzieherin nach seinen Geschwistern – Hildburg und Ulrich Liedke. Die Erzieherin musste verneinen, denn ich hieß ja jetzt Waltraud. Als er uns beim Essen zu sehen bekam, sagte er „Schumpelchen?“, und so wussten wir, dass wir uns wieder hatten.

Von Eggesin ging es ins Kinderheim Pinnow, dort wurden Jungen- und Mädchengruppen eingeteilt. Da wir alle eine Glatze hatten, blieb ich bei Ulli und kam somit in eine Jungengruppe. Erst beim Duschen und meinem Schamgefühl bemerkte man, dass ich ein Mädchen war. Nicht lange in Pinnow, kamen die kleinen Kinder, zu denen Ulli und ich auch gehörten, ins Kinderheim nach Altenhof. Hier wurden wir im Dezember 1949 eingeschult, alle Kinder begannen mit der ersten Klasse.

Karneval in Kyritz ca. 1952



Die großen Kinder, darunter auch unser Bruder Rudolf, blieben in Pinnow. Von Altenhof wurden wir weiter verlegt in das Kinderheim Bad Saarow. Unsere größeren Brüder strebten an, dass wir Geschwister wieder zusammenkamen. Somit wurden alle Kinder aus Ostpreußen im Kinderheim Kyritz untergebracht. Wir waren insgesamt 250 Kinder. Das Kinderheim hatte eine Landwirtschaft mit Kühen und Pferden, eine Tischlerei, einen Schuster, eine Nähstube, eine Bibliothek, ein Büro, eine Wäschekammer, einen Zoo mit Wildschweinen, Fuchs und Nutria und eine eigene Schule. Die Männer arbeiteten in den oben genannten Gewerben für das Heim und ihre Ehefrauen waren Erzieher. So waren wir Kinder in kleinen Familien untergebracht. Ich war mit Ulli beim Schuldirektor des Heimes, Herrn Nieth, und seine Frau Edith war unsere Erzieher.

Der Heimleiter, Herr Kunz, und sein Stellvertreter Herr Gertler haben sich um die Vollwaisen gut gekümmert. Wir hatten ein frohes Jugendleben mit Sport, Kunst und Kultur. Hier konnten wir ein Stück Kindheit nachholen. Wir spielten sehr viel, bekamen Spielzeug zu Weihnachten und zum Geburtstag.

Im Winter wurde für uns eine extra Eisbahn gegossen. Im Heim gab es täglich Frührsport, Sportwettkämpfe, viel Zirkelarbeit wie Malen, Fotoarbeiten, Werken mit Metall und Holz, Handarbeitszirkel, Nähzirkel, Segel-

Ulrich und Waltraud Liedke im Kinderheim Kyritz 1954





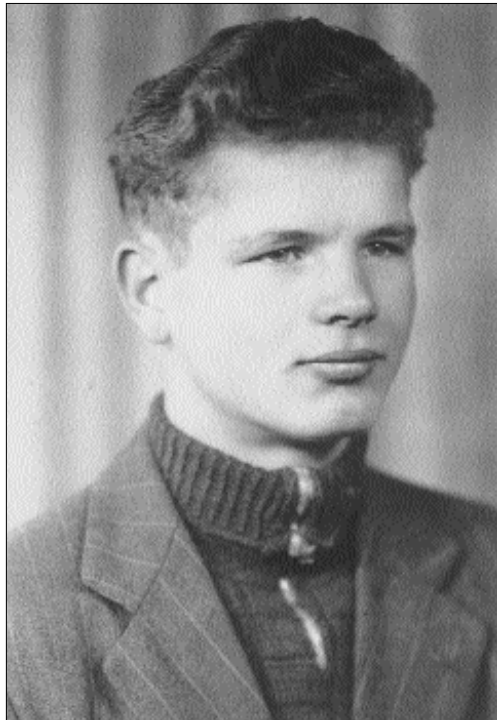
Waltraud Liedke 1952

flug, Musikunterricht – jedes Kind konnte Instrumente erlernen. Wir hatten ein Streichorchester, ein Blasorchester und einen Fanfarenzug. Oft waren wir zu Auftritten bei Erntefesten in den Nachbardörfern oder in der Stadt Kyritz. Nicht zu vergessen ist der große und der kleine Chor und der Tanzzirkel.

Im Winter fuhren die älteren Kinder ins Skilager. Jeden Sommer war das gesamte Kinderheim Zelten an irgendeinem See. Klassenfahrten nach Berlin oder nach Dresden fanden häufig statt. Diese Fahrten waren stets mit einem Theater- bzw. Opernbesuch verbunden. Jeden Sonnabend war eine Heimgruppe verantwortlich für ein Kulturprogramm, welches vor allen Kindern aufgeführt wurde. Anschließend gab es immer Tanz. Ja, die beiden Schwestern, die noch fehlten, das war immer ein Gesprächsthema mit Rudi. Es hieß immer: „Jetzt fehlen nur noch Siegi und Irmchen, die müssen wir auch noch finden.“ Das Heim in Kyritz hatte

auch Kontakt mit dem Roten Kreuz aufgenommen und viele Kinder haben noch Angehörige gefunden. Mein Bruder hat dann, immer mit der Heimleitung zusammen, wieder und wieder nachgehakt. Später, der Bruder war schon in einer anderen Schule, da kam er uns besuchen, da hatte sich Siegi schon angefinden. Dann sagte er, wir müssten mal wieder schreiben oder wir sollten uns fotografieren lassen, damit wir ein Bild schicken können. Er berichtete stets, was er bei den Bemühungen, die Schwestern nach Deutschland zu bekommen, schon alles erreicht hatte. Mein Bruder hat sehr auf uns aufgepasst, dass wir gute Zensuren haben, dass alles in Ordnung ist. Er war immer für uns da, hat immer seine Hand über uns gehalten. Er hat auch immer darauf geachtet, dass wir kulturvoll leben, dass wir auch ins Theater gehen. Er hat uns auch eingekleidet und hat mir zum Abschluss der 10. Klasse eine Armbanduhr geschenkt. Rudolf hatte sich vorgenommen, erst zu heiraten, wenn wir beide, mein kleiner Bruder und ich ausgelernt hatten.

1954 wurde in unserer Heimschule die 10-Klassen-Schule eingeführt. Gute Schüler besuchten danach außerhalb des Heimes die Oberschule – so auch mein Bruder Rudolf. Je nach Leistungen wurden alle



*Ulrich Liedke
bei Beginn der Lehre 1956*

Schulabgänger in die Lehre, Fachschule oder zum Studium geleitet. Jedes Heimkind erlernte einen Beruf.

Es war nachher sehr schwer, als Heimkind in die große Welt zu kommen. Es gab eben auch viele Dinge, die man nicht im Heim gelernt hatte. Glücklicherweise hat mir mein Mann dann bei vielem geholfen.

Nachwort

Vor fast elf Jahren, im Herbst 1992 begann ich die Geschichte der Wolfskinder in Litauen aus vielen Puzzleteilen, Erzählungen, Erinnerungen und Archivadokumenten zusammensetzen. Es war eine mühevoll Arbeit, aus diesen vielen persönlichen Schicksalen und vereinzelt Angaben von Behörden ein zutreffendes Bild zu gestalten, das über das Betroffenheit von einer einzelnen Lebensgeschichte hinausgeht.

Seit dem Erscheinen des Buches 1996 haben viele Geschichten eine Fortsetzung erfahren. Ehemalige Schicksalsgefährten, die Ende der vierziger Jahre oder 1951 den Weg nach Deutschland fanden, begaben sich auf die Reise nach Litauen. Sie besuchten Orte, an denen sie als Kinder oder Halbwüchsige gebettelt hatten, fanden Spielgefährten wieder und Angehörige von Familien, in denen sie gelebt hatten. Einige von ihnen veröffentlichten ihre Erinnerungen. Andere organisierten Hilfsvereine für Litauen oder deutsch-litauische Begegnungskreise und reisen regelmäßig in die Gegend. Fragten Mitte der neunziger Jahre noch viele erstaunt, worum es sich bei „Wolfskindern“ handele, ist der Begriff mittlerweile recht bekannt geworden.

Bei den ersten Lesungen aus dem Buch in verschiedenen deutschen Städten fingen Zuhörer spontan an, von ihren eigenen Litauenfahrten zu erzählen. Erst jetzt erfuhr ich, dass das Phänomen der Fahrten in das Nachbarland viel umfangreicher war, als ich es je erahnen konnte, als es bis dahin berichtet worden war. Die Hilfe der Litauer für die hungernden Ostpreußen lässt sich nicht beziffern. Alle Geschichten berichten immer wieder von neuen Begebenheiten, bergen weitere Facetten. Jede Erwähnung dieser Zeit und dieser Geschichte birgt auch immer ein Danke an die litauische Bevölkerung jener Zeit!

Die Frage nach dem weiteren Schicksal der Kinder und Jugendlichen, die 1947-1951 dann auf Transport gehen durften, stellte sich mir immer wieder, ohne dass ich dazu kam, mich damit zu beschäftigen. Christa Pfeiler in Hamburg, die selbst aus einem Königsberger Heim mit dem Transport in die SBZ kam, hat seit Jahren gemeinsam mit ihrer Tochter Heike Breitmoser-Pfeiler Material zu den Heimen gesammelt. Felicitas Stark recherchierte auf meine Anregung hin die Ankunfts Geschichte der Ostpreußentransporte von 1951. Doch die Existenz eines Kinderheimes, in dem so viele dieser Schicksale vereint waren, galt als völlig unbekannt.

Ich danke Waltraud Bolduan, Ruth Rose, Ingrid Schneider, Heinrich und Sieglinde Kenzler, die mit ihren Erinnerungen dazu beigetragen haben, ein weiteres Kapitel der deutschen Nachkriegsgeschichte aufzuarbeiten.

Dieser Zeitraum ihres Lebens gilt zwar als abgeschlossen, aber er hat trotz aller Zeit, die seitdem vergangen ist, tiefe Spuren und Narben hinterlassen.

Mit diesen ungewöhnlichen Lebensläufen ecken ihre Träger noch heute an. Bei der Rentenberechnung werden bisweilen von rein nach Vorschrift arbeitenden Beamten Schulbesuche außerhalb der Regelzeit moniert oder andererseits Arbeitszeiten in Ostpreußen nicht angerechnet, da der Antragsteller ja eigentlich zur Schule hätte gehen müssen. Anderen, die vor Vollendung ihres 14. Lebensjahres mit dem Transport nach Deutschland kamen, wurde nach 1990 das Recht auf die Anerkennung als Vertriebener (und damit das Anrecht auf Rentenanteile) versagt. In diesen Momenten erinnern sich die ehemaligen Kinder plötzlich wieder einmal, wie oft sie schon ihr gesamtes Leben kämpfen mussten, nachdem sie Ostpreußen hinter sich gelassen hatten: um das echte Geburtsjahr, den Schulabschluss, Ersatzdokumente für die eigene Geburtsurkunde und vieles mehr ...

Andere Hinterlassenschaften der persönlichen Geschichte wirken im heutigen politischen Kontext weitaus stärker. Die ehemaligen Wolfskinder sind sehr sensibilisiert, wenn sie nur das Wort „Krieg“ hören. Ihnen, die die gesamten Leiden der Zivilbevölkerung in Folge eines Krieges ertragen haben, steigen sofort die Erinnerungen auf, stehen die Bilder geradezu plastisch vor Augen, lassen sie Fernsehnachrichten zu Kriegsthemen kaum ertragen. Fast jeder Bericht über das eigene Erleben endet mit der dringenden Bitte: „Ich wünsche mir, dass sich so eine Zeit nie wiederholt.“

Obwohl die DDR mit ihrer Kinderheimpolitik auch eindeutig politische Ziele verfolgte, da sie dringend auf loyale junge Bürger angewiesen war, können die ersten Jahre des Kinderheimes Kyritz durchwegs als Erfolgsgeschichte gelten, in denen es durch großen persönlichen Einsatz von Lehrern und Erziehern gelang, die Kinder aus Ostpreußen wieder an einen normalen Alltag zu gewöhnen und sie auf eine eigenständige Zukunft vorzubereiten.

Heute stehen die Gebäude des Kinderheims leer, doch die Fotos und Erinnerungen sprechen für sich und bilden ein Erinnerungskapitel eigener Art und Wichtigkeit.

Ruth Leiserowitz
Berlin, Mai 2003

Wir sind Wolfskinder

Wolfskinder.

Das erste Mal hörte ich von der Geschichte der Wolfskinder am 3. Oktober 1992 in Wilna bei einer Feier zum zweiten Jahrestag der deutschen Wiedervereinigung. Emanuelis Zingeris, Ehrenvorsitzender der jüdischen Gemeinde und damals Mitglied des Parlaments, hatte sein Grußwort unter den Leitgedanken gestellt, wir sind alle Wolfskinder. Emanuelis Zingeris, der nur lebt, weil seine Mutter zu den fünf Prozent litauischer Juden gehört, die die deutsche Besatzung überlebt haben...

Wie sind alle Wolfskinder. Heimatlos, elternlos, verloren, wenn nicht andere uns die Türen öffnen, uns aufnehmen, uns schützen... Über alle Grenzen hinweg.

Wolfskinder

1998 beim Urlaub auf der Kurischen Nehrung entdeckte ich in einem kleinen Andenkenladen in Schwarzort Ruth Kibelkas Buch „Wolfskinder. Grenzgänger an der Memel“. Das Schicksal der Kinder, die in den Wirren am Ende des Zweiten Weltkrieges die Eltern verloren hatten, ermordet, verhaftet, verhungert, verbannt, auf der Flucht verschollen, hat mich tief bewegt.

Plötzlich stand die achtjährige Schwester mit dem sechsjährigen Bruder allein da, ohne Schutz, ohne Haus, ohne Nahrung. Ohne auch nur einen Menschen. Zwischen Panzern und Soldaten. Und keinen rührte das. Jeder hatte mit sich zu tun. Und dann nahm die Schwester den Bruder an der Hand, ging über die Memel, um vielleicht bei litauischen Bauern Hilfe und Zuflucht zu finden.

Manche hatten Glück. Manche kamen um. Viele verloren ihre Identität, jede Beziehung zu Verwandten, zur Heimat. Oft erst nach Jahrzehnten gab es für Überlebende ein Wiedersehen, eine Heimkehr. Freilich nicht nach Ostpreußen, aber nach Deutschland immerhin.

Wolfskinder.

Diese Geschichten dürfen nicht verloren gehen. Diese Schicksale dürfen nicht verschwiegen werden. Das Gedenken muss bleiben. Alles muss weitergesagt werden. Der Erinnerung wegen. Als Mahnung! Für alle Opfer damals. Und für Millionen Wolfskinder in aller Welt. Für die unschuldigen Kinder. Opfer einer Erwachsenenwelt, die nicht klug werden will, und die sie sich nicht aussuchen konnten.

Wolfskinder.

Um der Kinder willen soll dieses Heft geschrieben sein. Für die kleinen „Grenzgänger an der Memel“. Für die Wolfskinder. Überall...

Andreas Kuhnert,

von dem die Idee zu dieser Broschüre kam,
mit Dank an alle Beteiligten.